Start of Marie Schloss Collection.

AR 11815

Sys #: 000393599

LEO BAECK INSTITUTE
Center for Jewish History
15 West 16th Street
New York, NY 10011

Phone: (212) 744-6400
Fax: (212) 988-1305
Email: lbaeck@lbi.cjh.org
URL: http://www.lbi.org

AR 11815 2/1 Marie Schloss Collection 1981, 2007 Archives

Marie Schloss
1872 – 1952

Aus dem Leben von Marie Schloss *2*

Marie Schloss und Heinrich Hansjakob *10*

Erinnerungen von Marie Schloss
„Erinnerungen und Beobachtungen einer deutschen (?) Judenchristin“ *13*

Das Bild von Walter Lilie *23*

Bibliographie *24*

Bruder Ludwig Haas *25*

Durch Erdmuth Achtnich-Schloss bin ich auf ihre Großmutter Marie Schloss aufmerksam geworden. Sie hat mich mehr und mehr interessiert. Hier habe ich alles zusammen getragen, was ich über sie finden und erkunden konnte. Wo sich Irrtümer oder falsche Schlüsse eingeschlichen haben, mögen sie korrigiert oder ergänzt werden.

Ettlingen, November 2007

Martin Achtnich

Aus dem Leben von Marie Schloss

*M*arie Schloss geborene Haas, ist am 31. Januar 1872 in Freiburg im Breisgau geboren. Sie starb am 19. Oktober 1952 in Bern.

Herkunft

Sie stammte aus einer in Baden alteingesessenen jüdischen Familie und wuchs in einem liberalen, zum gehobenen Besitzbürgertum gehörenden Elternhaus auf.

Marie Schloss war die Tochter des Weinhändlers Julius Haas in Emmendingen (* 31. August 1845, + 26. Dezember 1888) und seiner Frau Rosa geborene Marx aus Bruchsal (* 15. März 1851, + 8. Januar 1940). Julius Haas war das siebente von zehn Kindern von Liebmann oder Lipman(n) (= Lebrecht) Haas in Emmendingen (* 11. November 1802, + 6. Januar 1875) und seiner Frau Dusette geb. Neumann aus Randegg, * 1806. Die Geschwister von Julius Haas waren: Jette verh. Bloch, Emil verh. mit Sweety, Benedikt verh. mit Hedwig Moos, Nina verh. Roas, Julia verh. Reichenbach, Eugen, Hermann, Heinrich verh. mit Sophie Gutmann.

Julius und Rosa Haas hatten zwei Kinder, beide in Freiburg geboren: die 1872 geborene Marie und der 1875 geborene Ludwig.
Rosa Haas, Maries Mutter, konnte nicht glauben, was in der Nazizeit in Deutschland passierte und blieb. Aber am Tag vor der Kristallnacht 1938 wurde sie gewarnt, ging im letzten Moment nach Bern zu ihrer Tochter Marie Schloss und starb in Bern am 8. Januar 1940.

Vater Julius Haas war stark politisch interessiert. Marie Schloss dazu: „Das starke politische Interesse bei unserem Vater wurde wohl stark durch die freundschaftlichen Beziehungen zum Hause Lasker gefördert, besonders auch durch die Beziehungen zu Eduard Lasker[1] selbst … Vater wurde einmal, als Bismarck in Lasker noch eine Stütze seiner Pläne und Bestrebungen hatte, von diesem im Reichstag dem Kanzler vorgestellt, wovon er gern erzählte.“[2] Im Elternhaus wurde bei Marie und Ludwig das Interesse an der Politik und an sozialen Fragen geweckt und der Grund für ihre liberale, demokratische und soziale Gesinnung gelegt. Maries Bruder Ludwig wurde später Reichstagsabgeordneter und war für kurze Zeit badischer Innenminister. Im Elternhaus wuchsen Marie und Ludwig auch in die Traditionen eines freien, humanen und geistigen Lebens hinein mit all seinen Freuden am Schönen und Geistigen.

Familie Haas zählte zu den liberalen jüdischen Familien, für die ganz klar war: „Die deutschen Juden waren durch Geschichte und Kultur unlöslich mit dem deutschen Volke verbunden.“ [3]

Kindheit und Jugend

Marie hatte offenbar schon als Kind eine blühende Phantasie. Ihre Nichte Judith Schrag geborene Haas, die Tochter ihrer Bruders Ludwig Haas, schrieb in den Erinnerungen[4] an ihren Vater:
„Die einzige ältere Schwester meines Vaters, unsere Tante Marie, besaß als kleines Mädchen eine Reihe von Puppen, denen sie die überspanntesten Namen gab. Namen wie Brunhilde,

---

[1] Eduard Lasker, 1829 - 1884, Mitglied des Reichstags, bis 1881 der einflussreiche Führer des linken Flügels der Nationalliberalen, Gegner der Bismarckschen Schutzzollpolitik.
[2] Judith Schrag, Erinnerungen an meinen Vater, maschinengeschrieben, Stadtarchiv Karlsruhe, Seite 5
[3] a.a.O., Seite 5
[4] a.a.O., Seite 3

Sieglinde, Kriemhild, Edeltraut, Edelagathe und Kunigunde haben den ganzen Unwillen des damals Neunjährigen entfacht, und er beschloss, die Puppen zu beseitigen: Eines Tages, als seine Schwester nach Hause kam, fand sie ihre sämtlichen Puppen an der Wohnzimmerlampe aufgehängt vor."

Im Alter von 13 Jahren verfasste Marie ihr erstes Gedicht:

Zwar einst die Väter, die Germanen, sagten,
nur jene, die im Kampf ihr Leben wagten,
sie gingen zu Walhallas Freuden ein ...
Unsterbliche Seele, du darfst hoffen.

Sie nannte diese Verse zwar schlecht und genierte sich später dafür, erwähnt sie aber in ihren Lebenserinnerungen. In diesen Lebenserinnerungen trägt sie auch zusammen, was sie als Kind religiös beeindruckt und geprägt hat. Sie hatte viele christliche Freundinnen.

Marie ging zuerst in Freiburg zur Schule. Dann zogen die Eltern – vermutlich mit beiden Kindern – von Freiburg ins pfälzische Landau; nach dem Tode des Vaters zog die Mutter in ihre Heimatstadt Bruchsal, wo Ludwig das Abitur machte. Für Mädchen gab es damals noch keine Möglichkeiten eines akademischen Studiums.

Heirat. Emmendingen

Mit einundzwanzig Jahren heiratete Marie. Ihr Mann wurde Adolf Schloss, geboren am 22. Mai 1963 in Mannheim. Er war Zigarrenfabrikant in Emmendingen. Sie heirateten am 4. April 1893 in Bruchsal.

Auch Adolf Schloss stammte aus einer alten angesehenen badischen jüdischen Familie. Seine Eltern waren der Weißwaren-Kaufmann Isidor Schloss (* 24. März 1832 in Mannheim, + 18. Januar 1896) und Betty geborene Wolf aus Mannheim, (* 26. Mai 1837, + 29. März 1877). Adolf hatte eine Schwester Stephanie, die mit Ludwig Kuhn in Bruchsal verheiratet war, bei dem es ebenfalls heißt: Zigarrenfabrikant in Bruchsal; ebenso einen Bruder Moritz, bei dem es heißt: Zigarrenfabrikant in Heidelberg. Die Familie Schloss stammte wahrscheinlich aus Nordbaden. Die Familie hat erst unter Großherzog Karl Friedrich den Namen Schloss angenommen.

Das junge Paar wohnte in Emmendingen. Dort wurden auch die beiden Söhne geboren: Am 12. März 1894 Sohn Erwin und am 4. November 1895 Sohn Friedrich Martin, später Fritz genannt.

Adolf Schloss war ein feinsinniger und großzügiger Mann, er ließ seiner Frau viel Freiheit, ihre reichen geistigen Gaben zu entwickeln, und er hatte Freude, wie sich diese entfalteten.

Marie begann zu schreiben. Im Jahr 1899 erschien ein schmales Heft mit Gedichten: *Im Vorübergehen.* Es erschien offenbar anonym und als Privatdruck.

Später widmete sie sich mehr dem Erzählen. Ab 1899 korrespondierte Marie mit dem Chefredakteur der *Straßburger Post*, Pascal David. Sie schickte ihm ihre literarischen Entwürfe zur Beurteilung. Er gab ihr gründliche kritische Anmerkungen zu ihrem Stil und ihrer Darstellungsart. Zu einem Romanentwurf von Marie Schloss schrieb er einmal, es sei die „Skizze zu einem Roman, noch nicht der Roman selbst."

Schon 1904 – Marie Schloss war damals 32 Jahre alt – erschien „Altmodische Geschichten", ein Jahr darauf „In der Sommerfrische oder ein kleiner Irrtum". Ein in Leder gebundenes Buch

mit der Prägung *Marie Schloss* enthält eingeklebte Erzählungen und „Skizzen", vermutlich aus ihrer Emmendinger Zeit, meist zum Thema Frau und Liebe und Ehe.

Sie war schon von Kind an Christen begegnet und an Glaubensfragen interessiert. Sie erzählte ihren Kindern gerne biblische Geschichten. Sie sorgte dafür, dass ihre Söhne evangelischen Religionsunterricht bekamen.

Das galt auch für ihren Mann. Das Ehepaar Schloss war befreundet mit evangelischen Pfarrern aus der Umgebung, es gab regen Verkehr von Haus zu Haus, besonders mit Dekan Raupp aus Mundingen. Marie Schloss berichtet davon in ihren Erinnerungen.
In der Heiratsurkunde vom 4. April 1893 wird Adolf Schloss als „isr. Religion" bezeichnet, während es in der Sterbeurkunde dann heißt „freireligiös". Er war aus der jüdischen Religionsgemeinschaft ausgetreten, aber sein Sohn Erwin berichtete, sein Vater habe ihn angehalten, in den evangelischen Kindergottesdienst zu gehen. Adolf Schloss selber ging nie zur Kirche, sprach aber wöchentlich mit Dekan Raupp aus Mundingen über weltanschauliche Fragen.

Schon nach fünfzehn Jahren Ehe starb Adolf Schloss am 2. April 1907 im Freiburger „klinischen Hospital" nach kurzer Krankheit mit 43 Jahren.

Karlsruhe

1907 zog die junge Witwe mit ihren beiden Söhnen nach Karlsruhe. Sie wohnten wahrscheinlich in der Hübschstraße, später in der Akademiestraße 40.

Marie Schloss musste sich mit ihren beiden Buben, 13 und 12 Jahre alt, in allem neu orientieren. Vielleicht half ihr, dass ihr Bruder Ludwig und seine Familie in Karlsruhe sehr bekannt waren. Ludwig Haas war hier Rechtsanwalt und Mitglied im Stadtrat.

Es ist nicht mehr festzustellen, wann Marie Schloss und ihre beiden Söhne den Schritt taten, der sich innerlich schon lange vorbereitet hatte, und evangelisch wurden. Ob es noch in Emmendingen war oder, wahrscheinlicher, jetzt in Karlsruhe. Jedenfalls wurden die beiden Buben von Pfarrer Paul Jäger konfirmiert, der von 1906 bis 1910 Pfarrer der Karlsruher Neuweststadtgemeinde (Markusgemeinde) war; die Konfirmandenlisten jener Jahre sind aber im zweiten Weltkrieg verbrannt.

Marie Schloss wurde bald eine in Karlsruhe bekannte Journalistin, Schriftstellerin und Frauenrechtlerin. Sie gehörte zu einem Kreis gebildeter Frauen des Karlsruher Bürgertums, die in sozialen und politischen Organisationen mitarbeiteten, sei es im Verein für Frauenstimmrecht oder in der Unentgeltlichen Rechtsauskunftstelle für Frauen und Mädchen oder um soziale Verhältnisse zu bessern.

Dazu war Marie Schloss im Karlsruher kulturellen Leben präsent. Die vielen Korrespondenzen mit Menschen aus diesen Bereichen zeugen davon.

In dem Buch von Susanne Asche u.a. (Karlsruher Frauen 1715-1945, Veröffentlichungen des Karlsruher Stadtarchivs Band 15, Badenia Verlag Karlsruhe 1992) heißt es auf Seite 242f: „Sehr aktiv in der Frauenstimmrechtsbewegung war die Schriftstellerin Marie Schloß, die vor dem ersten Weltkrieg in Karlsruhe lebte. Die Schwester von Ludwig Haas, Fabrikantenwitwe, war zeitweise Redakteurin beim Badischen Landesboten, der Karlsruher Zeitung der Fortschrittlichen Volkspartei bzw. der damaligen Deutschen Demokratischen Partei. Hier redigierte sie die Rubrik ‚Was die Frauen angeht' und schrieb selbst Artikel über alle in der Frau-

enbewegung diskutierten Fragen. Ihr soziales Engagement, das sie auch die Nähe zur Sozialdemokratie nicht scheuen ließ, wurde besonders deutlich in ihrem Roman ‚Prinzessin'. Hier schilderte sie das Schicksal einer Bürgerstochter, die ledig schwanger wird, deren Kind stirbt und die am Ende in der Ehe mit einem Sozialdemokraten glücklich wird. Marie Schloß und Sonja Kronstein waren zwei der Karlsruherinnen, die häufig öffentlich auftraten und bei politischen Versammlungen auch in den Diskussionen das Wort ergriffen. Ihre Namen finden sich immer wieder in den Karlsruher Zeitungen und Chroniken."

Marie Schloss hatte ein Gespür dafür, dass eine die Parteien übergreifende Zusammenarbeit geboten war. Sie blieb nicht in ihrem Milieu des gehobenen Bürgertums. Im Gegensatz zu den meisten Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung hatte sie keine Berührungsängste vor dem Proletariat. Sie schrieb einmal: „Es ist schwer, die bürgerlichen Frauen für Ziele zu begeistern, die über den Rahmen der Wohltätigkeit hinausgehen, bei denen statt von Mildtätigkeit von Verantwortungsgefühl gesprochen wird."

Es gibt ein maschinengeschriebenes Vortragsskriptum zum Thema „Frauenprobleme von vorgestern, gestern und heute". Darin behandelt sie folgende Themen: Rückblick auf die Vorkämpfer und „Mütter" der Frauenbewegung. Kritik an Rousseau. Forderung des Rechts auf Bildung, Arbeit und freie Berufswahl für Frauen. „Allgemeiner Deutscher Frauenverein". Das Mädchenschulwesen. Helene Lange. Arbeiterinnen. Universitätsstudium für Frauen. Parteien und Frauen. Frauenstimmrechtsverein. Anita Augspurg. Schwestern Schieß in Konstanz. Großherzogin Luise und Helene Schieß. Wichtige Literatur für Frauen. Mädchenbildung. Frauenrechte. Weibliche Gefangene in Bruchsal. Ellen Key und freie Verbindungen. Mutter sein ohne Ehe. Ehe auf Zeit. Nichteheliche Partnerschaft. Verhütung. Scheidung. Freie Verbindungen. § 218. Frauen und der Krieg. Der Vortrag endet mit dem Hinweis auf die „Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens." – In einem anderen Vortragsmanuskript behandelt sie: Die Berufswahl unserer schulentlassenen Töchter, den Einfluss einer gesunden Wohnung auf das Familienleben, Karlsruher Erfahrungen im Verkehr mit Arbeiterkreisen.

Viele ihrer Zeitungsartikel im „Badischen Landesboten" und anderswo hat sie in Hefte eingeklebt. Ein Heft „Sammelbuch für Zeitungsausschnitte" zum Beispiel enthält Zeitungsartikel und Aufsätze wie: Wenn wir das Frauenstimmrecht hätten – An die Parteifreundinnen in Stadt und Land – Briefe aufs Land (fiktive Korrespondenz mit einer Frieda über gesellschaftliche, soziale und frauenpolitische Fragen, 19 Folgen) – Fortbildungsunterricht in alter Zeit – Frauen als Schöffen und Geschworene – Im Leibgeding – Badische Allmenden – Das Markgräflerland und die Markgräfler – Die Kehrseite der Medaille (das sind Anmerkungen zu einem Zeitungsartikel; Marie Schloss nimmt hier gegen ein einseitiges feministisches Frauenbild Stellung und plädiert für Gerechtigkeit gegenüber Männern).

In ihrem Nachlass sind nicht nur solche Zeitungsausschnitte, sondern auch viele Postkarten und Briefe damals bekannter Persönlichkeiten, mit denen sie korrespondierte, aufbewahrt. Manche sind nur formalen Inhalts, viele enthalten jedoch interessante Details aus den Diskussionen jener Zeit oder aus dem Leben jener Personen. Sie wurden von ihrer Enkelin Erdmuth Achtnich-Schloss dem Karlsruher Stadtarchiv übergeben.

Marie Schloss war in der Karlsruher Gruppe des „Deutschen Vereins für das Frauenstimmrecht" engagiert. Der Verein war 1902 von Anita Augspurg in Berlin gegründet worden. Im April 1910 verhandelte der Badische Landtag über das kommunale Wahlrecht der Frauen. In einem Brief vom 10. April 1910 ermutigte die Frauenrechtlerin Dr. Anita Augspurg Marie Schloss, sich für das Frauenwahlrecht in Baden einzusetzen; sie solle „durch persönliche Unterredung mit den Landtagsabgeordneten der befreundeten und der feindlichen Parteien tun-

lichst Aufklärung verbreiten … Nur die Clausel, dass Frauen fast überall noch durch Stellvertretung wählen sollen, braucht das Musterländle zu beseitigen, sonst tut es gar keinen so besonderen Schritt nach vorwärts ins unbekannte Grauen. Legen sich die badischen Frauen bei dieser Sache wohl recht ordentlich ins Zeug? Versäumen Sie ja nichts, denn die Situation scheint im Landtag so günstig, dass man es nur den Frauen zur Last legen muss, wenn Sie's nicht durchsetzen dieses mal. Petitionen, Resolutionen, Audienzen, Deputationen, Pressenotizen, Besuche bei den Fraktionsführern und guten Landtagsrednern, alles das hilft auch von Einzelnen ohne die große Armee dahinter, die uns bekanntlich bei jeder solchen Sache mangelt. Radau, Radau und nochmals Radau macht alles."
Auf einer Postkarte vom 21. April 1910 fragte Frau Augspurg bei Marie Schloss nochmals an, ob sie nicht am 29. April in Karlsruhe an der Schwelle des Landtages eine Versammlung machen wolle.

Von Schwester Henriette Arendt, Polizei-Assistentin in Ruhe, „Generalinspektorin der Internationalen Vereinigung Kinderschutz" finden sich zwei Briefe, zusammen mit einem Prospekt dieses Vereins, der über Kinderprostitution, Kinderhandel, Kinderarbeit, Kindesmissbrauch aufklärt und ihn bekämpft – klingt alles brandaktuell.

Marie Schloss war Mitglied der Demokratischen Fortschrittlichen Volkspartei, die später Deutsche Demokratische Partei hieß. Als solches bekam sie einen Brief von General von Deimling, einem Politiker dieser Partei, und vom Schriftleiter der Kölnischen Illustrierten Zeitung, Kurt Schede. Außerdem ist ein Brief des Berliner Sozialreformers und Theologen Friedrich Siegmund-Schultze enthalten und eine Visitenkarte mit handschriftlicher Nachricht vom badischen Innenminister Remmele.

In den erhaltenen Briefen wird sehr oft für Blumengrüße gedankt. Offenbar hatte sie Freude und Gaben, Blumen zu arrangieren und zu verschenken.

Viele Korrespondenzen beziehen sich auf Besprechungen und Rezensionen von Büchern, die Marie Schloss in verschiedenen Zeitungen veröffentlichte. Ein Herr Berner schreibt: „In Ihren Besprechungen ist etwas Feines, Ehrliches und im weiten Sinn Persönliches, was man oft bei der landläufigen Zensur schmerzlich vermisst."

In ihrer Karlsruher Zeit entfaltete sie neben ihren sozialen Engagements und ihren journalistischen Tätigkeiten auch ihre schriftstellerische Gabe zum Erzählen und Geschichten schreiben und entwickelte sie weiter. Da fließen das Soziale und Literarische ineinander: Es sind Geschichten von armen Leuten, Seltsamen, Benachteiligten, Pechvögeln, Außenseitern, Randgestalten, armen Tröpfen, Käuzen, Mühseligen und Beladenen.

Es erschienen: Der Herr Medicus und andere Geschichten, 1910 (schon damals also erschien ein „Medicus"!); Prinzessin, Sozialer Roman, 1911. Weiter in Zeitungen und Zeitschriften: Eine Liebesheirat (ein Fortsetzungsroman) – Warum er sie nahm – Gustchen – Die andere Liebe — Ihr Geburtstag – Die draußen stehen (eine Weihnachtsgeschichte) – Sein Verlobungstag – Opfer – Ganz etwas anderes – Aus der Kinderstube – Vom Trachtenfest im Prechtale — Das ‚Schloß' in Schonach – ‚Waldspitz' bei Grindelwald – Zu Platens Gedächtnis.

Marie Schloss hatte Freude daran, mit interessanten Leuten zu korrespondieren; das zeigt sich in weiteren Karten oder Briefen in ihrem Nachlass. Zum Beispiel sind da Schreiben vom Karlsruher Dialektdichter Fritz Romeo; dem Karlsruher Schriftsteller Albert Geiger; von Detlev von Liliencron; dem Schweizer Volksschriftsteller Ernst Zahn; von Auguste Supper; von Gertrud Bäumer; von Josef Saier, dem Gründer der Ötigheimer Festspiele. Briefe von Helene

Christaller und ihrem Mann G.E. Christaller; von letzterem kritisch-konstruktive Kommentare zu ihren Erzählungen und Anmerkungen zur Frauenfrage. G.E.Christaller hatte den Sueviaverlag Jugendheim a.d.B. und machte als Verleger Bearbeitungsvorschläge zu ihren Novellen und schreibt: „Ihre Ideen sind immer vorzüglich, aber nicht genügend ausgestaltet."

Außerdem gibt es einen Briefwechsel zwischen 1904 und 1910 mit Wilhelm Raabe, über den von Götz Ebell im Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 1985 ein Aufsatz erschien: „Wiederentdeckte Briefe Raabes an Marie Schloß". Marie Schloss, die sich schon mit 16 Jahren für Wilhelm Raabes Werke begeisterte, hatte Raabe 1904 eine Skizze zugesandt über Goethes Sturm- und Drang-Genossen J.M.R.Lenz, die am Anfang des Bandes Altmodische Geschichten steht. Es gab ab da einen lockeren Austausch von Grüßen zwischen Mai 1904 bis Januar 1910. Am 5. April 1907 schreibt Wilhelm Raabe ihr als Antwort auf die Nachricht vom Tod ihres Mannes: „Habe mit tiefem Mitgefühl die Trauerbotschaft erhalten! Mein Vater starb in demselben Lebensalter und ließ meine Mutter mit drei unmündigen Kindern zurück. Wir haben solch' Erdenschicksal auch überwinden müssen. Seien Sie tapfer und geduldig, liebe arme Frau! Ihr in Treue ergebener WilhRaabe."

Auch mit Ellen Key, der schwedischen Pädagogin und Schriftstellerin, (1849 bis 1926) korrespondierte sie. Die Autorin des berühmten Buches „Das Jahrhundert des Kindes", schreibt einmal an Marie Schloss: „Ihr liebes, ernstes Gesicht ist mir so klar eingeprägt – wie eine schwarze, schlanke Cypresse stand sie auf meinem Weg, und so werde ich Sie immer sehen."

Maries pädagogische Interessen zeigen sich in einem Aufsatz über „Pfadfinder auf dem Gebiet des Erziehungswesens". Sie erarbeitete die Übersetzung eines englischen Erziehungsbuches: Ch. M. Mason, Erziehung im Hause. Deutsche Bearbeitung von Marie Schloss.

Sie verfasste 1911 eine Broschüre „Das Hütekinderwesen im badischen Schwarzwald". Über die sich daraus entwickelnde Korrespondenz mit Heinrich Hansjakob berichtet ein Extra-Kapitel.

Marie Schloss war offenbar mit Hans Thoma befreundet. Sie veröffentlichte mehrfach Zeitungsartikel über ihn, zum Beispiel: Bei Meister Hans Thoma dem Menschen – Zum 70. Geburtstag Hans Thomas – Allerlei von Hans Thoma – Erinnerungen an Thoma (im Wochenblatt der Brüdergemeinde 1925). Ihr Sohn Fritz bekam von Hans Thoma persönliche Grüße nach Niesky geschickt. Unter den Nachlass-Dokumenten befinden sich einundzwanzig handgeschriebene Karten und Briefe von Hans Thoma an Marie Schloss, dazu eine von Thomas Schwester Agathe Thoma. In zweien der Briefe erzählt Thoma von seiner Kindheit und von seiner Mutter.
In einer handschriftlichen Notiz über ein Gespräch mit Hans Thoma am 14. März 1918 zitiert Marie Schloss Thoma so: „Ich werde jetzt so oft gefragt, wie ich mir die Kunst nach dem Kriege denke, und man erwartet da große Offenbarungen von mir. Ich aber kann nur das Eine sagen: Einfach und heiter. Wir haben genug und übergenug von all den Problemen. Einfach und heiter, das braucht nicht seicht zu sein."

Marie Schloss verkaufte offenbar in Kommission Kunstdrucke, Lithographien und ähnliches. So sind viele Korrespondenzen erhalten mit Künstlern wie: Berta Hindenlang, Walter und Auguste Lilie, Karl Bartels, Wehrle-Triberg, Geibel-Weimar, Paul von Ravenstein, Curt Liebich, Bertha Züricher, die Berner Malerin, mit der Marie Schloss befreundet war, Wilhelm Steinhausen (er schreibt ihr: „Karlsruhe bleibt ein Stück Jugendparadies für mich.")

Auch mit dem Wormser Johannes Hirt, der den Brunnen vor dem Karlsruher Vierordtbad schuf, war sie befreundet. Im Mai 1909 wurde der Brunnen aufgestellt. Sohn Fritz stand Modell für eine der Figuren.

Marie Schloss war auch befreundet mit den Pfarrern Paul Jaeger und Pfarrer Karl Hesselbacher. Jäger hat ihre beiden Buben konfirmiert. Ihre Söhne waren in der Karlsruher Zeit begeistert in der Wandervogelbewegung.

Erschöpfung bei ihr und eine Nierenkrankheit bei Sohn Erwin führten sie auf Anraten des Arztes nach Königsfeld zur Erholung. Es gefiel ihnen in Königsfeld so gut, und Luft und Atmosphäre dort taten ihnen so gut, dass sie künftig in jeden Ferien nach Königsfeld gingen.

Königsfeld

1912 zog Marie Schloss mit ihren Söhnen ganz nach Königsfeld. Schon bei ihren Ferienaufenthalten hatte die Brüdergemeine sie beeindruckt. Nicht nur im religiös-geistlichen Sinn. Auch die sozialen und gemeinschaftlichen Ideen Zinzendorfs, wie die die einzelnen Stände füreinander sorgten, machten ihr Eindruck. Auch darüber berichtet sie in ihren Lebenserinnerungen. Jetzt schloss Marie Schloss sich fest der Brüdergemeine an.

Auch in Königsfeld suchte und fand sie ihre Aufgaben. Sie eröffnete in ihren Räumen eine kleine Kunsthandlung und organisierte Kunstausstellungen. Sie führte ein offenes Haus, Persönlichkeiten des öffentlichen und geistigen Lebens verkehrten bei ihr. 1913 organisierte sie in Königsfeld eine Ausstellung mit Bildern zeitgenössischer badischer Maler. In Korrespondenzen dazu sind Briefe und Karten von Künstlern wie J. Engelhard, Heinrich Bauser, Prof. Ferdinand Keller, Hildur Hess, von Kukiel, August Gebhard, G. Schönleber, Gustav Kampmann, Otto Fikentscher, Oskar Kiefer, Hellmut Eichrodt, Karl Biese, A. Jansen, Karl A. Laubscher, Karl Bartels.

In diesen Verkaufsausstellungen in ihrer Königsfelder Galerie konnte Marie Schloss Kulturelles mit Sozialem verbindet, denn die Kriegs- und Nachkriegsjahre waren oft für Künstler eine bettelarme Zeit. Dankesbriefe zeugen davon. So erzählt zum Beispiel der große Gustav Kampmann in einem Brief 1915 von der Sorge um seinen Sohn an der Front, bittet um 100 Mark aus dem Erlös seiner Arbeiten und erklärt sich einverstanden mit einem Obulus zugunsten der sog. Kriegsfürsorge. Zwei Jahre später nahm er sich das Leben.

Marie Schloss sah sensibel und mitfühlend die Not vieler Frauen und Familien im ersten Weltkrieg, deren Männer und Väter in den Krieg ziehen mussten.
So gründete sie 1916 eine „Soziale Frauenberatungsstelle" im Amtsbereich Villingen im Rahmen der sog. Kriegsfürsorge. Auslöser waren Gespräche mit Bäuerinnen, die mit ihren Kindern in finanzielle Not geraten waren, nachdem die Männer und Ernährer gefallen waren. Bei diesen Gesprächen begegnete sie viel Unwissenheit über mögliche staatliche Zuwendungen für Kriegsopfer, Misstrauen und Hilflosigkeit gegenüber Behörden. In amtlichem Auftrag veranstaltete sie Informationsabende in Schulen und Rathäusern, richtete Sprechstunden in ihrer Königsfelder Wohnung ein, füllte Hunderte von Anträgen aus und leitete sie weiter. Gefangenen- und Vermisstenforschung nennt sie die traurigsten Seiten dieser Arbeit.

Der Schriftsteller und Pfarrer Karl Hesselbacher war 1916 offenbar eine Woche zu Besuch bei ihr in Königsfeld. Er schreibt in einem Dankesbrief: „Sie haben mir eine ganz köstliche Woche geschenkt. Ihre Güte, die einen so ungemein herzlich umgibt wie eine würzige Waldluft, die man mit Entzücken atmet, weiß solch ein abgemüdetes und abgerissenes – natürlich geis-

tig abgerissenes! – Menschenkind ohne viel Worte und ohne viel Aufdringlichkeit wirklich zur Ruhe zu bringen."

Ihre Tätigkeit als soziale Beraterin, hellwach für die jeweiligen sozialen Probleme einer Zeit, führte Marie Schloss auch in den Inflationsjahren und danach fort. Ein Heft im Nachlass trägt die Aufschrift „Soziale Beratungsstelle Königsfeld 1924".

In den Königsfelder Jahren erschienen: Von Leben und Sterben, von Alten und Jungen, 1914; Italien und wir, eine aktuelle Studie, 1915; Der Nachkömmling vom Kellerhof, 1917; Hinter der Kirche und andere Geschichten, 1921. Außerdem: Beatus und Beata (eine Fortsetzungsgeschichte in 5 Folgen) und die Erzählung: Der Mai ist vor der Tür. Beide spielen im Milieu der Brüdergemeine.

In ein Heft eingeklebte Zeitungsartikel aus ihrer Feder und aus jenen Jahren enthalten Titel wie: Reiseerlebnisse – Kleine Bilder aus dem Schwarzwald – Die Bettlerbörse – Zum 70. Geburtstag von Bertha Züricher – Kriegsfürsorge auf dem Schwarzwald – Kind und Sprache – Ein gutes Wort zum religiösen Frieden – Der Stephanie-Ring – Zum Tode von Helene Lange – Über die Korrespondenz mit Wilhelm Raabe.

Gnadau

1931 zog Marie Schloss nach Gnadau bei Magdeburg zu ihrem Sohn Erwin und seiner Familie. Er war dort Pfarrer der Brüdergemeine.

Dann kam das „Dritte Reich". Und all die Probleme, weil Erwin und sie „nicht rein arisch" waren!

Im August 1935 bat Erwin Schloss die Herrnhuter Unitätsleitung um Beurlaubung, als er erfahren hatte, dass auch in Gnadau Schilder in den Geschäften erscheinen sollten „Juden unerwünscht". Als er am 4. September hörte, dass die örtliche Parteileitung ihren Mitgliedern verboten hatte, an Sitzungen des Ältestenrates unter seinem Vorsitz teilzunehmen, bat er um sofortige Abberufung. Seine letzten Worte im Amtsdiarium lauteten: „Mir aber vergebe der Herr, wo ich in den Jahren fehlte und segne die mir so lieb gewordene Gemeine."

So versetzte die Brüdergemeineleitung ihn nach Bern. Marie Schloss zog mit ihm und seiner Familie 1935 nach Bern.

Bern

Der Weg in die Schweiz war für sie schwer. Sie musste verlassen, was ihr lieb und wert war. Nicht nur Äußeres. Sie verlor viel.

In Bern lebte sie in der Familie ihres Sohnes, der dort Flüchtlinge betreute. Im November 1938 kam noch ihre alte Mutter dazu. Die geliebte alte Heimat war dahin. Die Enge des Zusammenlebens und Entbehrungen und Ungewissheiten waren schwer für sie. Dazu die schrecklichen Nachrichten aus Deutschland und über die Schicksale der Juden und ihrer Verwandten. Dann der überraschende Tod des Sohnes Erwin. Er starb 1944 bei einem Verkehrsunfall, als er in Graubünden Flüchtlinge besuchte.

Die hier angefügten Lebenserinnerungen hat sie wahrscheinlich nach Erwins Tod unter Verwendung alter Notizen in die vorliegende Form gebracht.

Nach Erwins Tod wurde das gemeinsame Heim aufgelöst. Marie Schloss verbrachte ihren Lebensabend in Schloss Hüningen.

Sie hatte noch die Freude, die Geburt von drei Urenkelinnen, Erwins Enkelinnen, zu erleben: Heidi 1946, Margrit 1948, und Ursula, 1951. Für Heidi stellte sie in einem Heft zusammen: *Sieben Kindergeschichten: Heidi von der Uroma. Von Kindern, Tieren und einer stummen Reisenden.*

Am 19. Oktober 1952 starb Marie Schloss in Bern achtzigjährig. Das Bibelwort für ihre Beerdigung hatte sie selber ausgesucht: *Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinaus stoßen.* Johannes 6,37.

Marie Schloss und Heinrich Hansjakob

Als ich die Briefe las, die die Großmutter von Erdmuth Achtnich-Schloss in Wabern, Marie Schloss aufbewahrt hatte, entdeckte ich zwei Briefe von Heinrich Hansjakob (1837 bis 1916) an sie. Die beiden Briefe habe ich inzwischen ans Stadtarchiv Karlsruhe weitergegeben.

Hansjakob, Haslacher Bäckerssohn, katholischer Priester, war einer der erfolgreichsten und populärsten Volksschriftsteller Badens. Innerhalb von 50 Jahren verfasst er 74 Bücher und Schriften. „Am liebsten schreibe ich meine Gedanken nieder in Buchform; das erleichtert mein krankes Gehirn, in welchem es immer zappelt wie in einem kinematographischen Apparat", erklärte er einmal. Ähnlich wie Marie Schloss beschrieb er gern das Leben der kleinen Leute. Das Leben der einfachen Menschen fand er wesentlich interessanter als das Leben der „im Fürstenschloss und im Glanze der Welt Geborenen." Zeitweise war Hansjakob Mitglied im Badischen Landtag. Er hat sich da zum Beispiel beschwert, dass die „heutigen Volksvertreter" neue Steuern und Gehaltsaufbesserungen mit „eigentümlicher Leichtigkeit" bewilligen. Er wurde oft als „schwarzgalliger Störenfried" bezeichnet; diese Schwarzgalligkeit bekam auch Marie Schloss zu spüren.

Marie Schloss (1872-1952) lebte vor dem ersten Weltkrieg in Karlsruhe. Sie spielte im öffentlichen Leben eine Rolle, weil sie sich engagiert in die sozialen und frauenpolitischen Fragen jener Zeit durch journalistische und literarische Beiträge sowie bei öffentlichen Diskussionen einschaltete.

Marie Schloss schrieb Beiträge für den Badischen Landesboten, die Karlsruher Zeitung der Deutschen Demokratischen Partei. Am 19. August 1907 hatte sie dort einen Artikel zu Hansjakobs 70. Geburtstag veröffentlicht. Heinrich Hansjakob, damals in der „Karthause" in Freiburg, reagierte mit einer Postkarte vom 20. August 1907:

„Ich danke Ihnen für die edle Art, mit der Sie sich an dem alten Karthäuser, der ein Feind der schriftstellernden ‚Damen' ist, gerächt haben. Hansjakob."

Marie Schloss wandte sich besonders sozial Benachteiligten zu und veröffentlichte Artikel über ihre Lebensverhältnisse. Eines ihrer Themen war das Hütekinderwesen im Schwarzwald. Buben im Schulalter etwa zwischen 11 und 15 Jahren hüteten den Sommer über die Herden und konnten so monatelang keine Schule besuchen, oder nur sehr unregelmäßig. Tiroler und Vorarlberger Kinder wurden an Landwirte im Schwarzwald „vermietet", ja, sie schreibt sogar

‚verkauft". Es gab Initiativen, die Lebensverhältnisse der Hütekinder durch gesetzliche Vorgaben zu bessern, und es gab andere Initiativen, um regulierende Bestimmungen aufzuheben.

Schon 1898 hatten 63 Gemeinden eine Eingabe um die Befreiung der Hirtenbuben vom Turnunterricht gemacht, unterzeichnet von 2000 Landwirten. Abfällig über den Turnunterricht äußerte sich auch Hansjakob in seinem Buch „Im Paradies": *„Der Unterlehrer gab den großen Schulbuben Unterricht im Turnen. Ich ärgerte mich über den Unsinn. Die Knaben laufen so schon 1-2 Stunden des Wegs in die Schule und ebenso wieder heim. Hier angekommen, müssen sie wieder hinaus, entweder im Feld schaffen oder auf der Weide dem Vieh nachspringen. Und trotzdem sollen die Buben noch Turnmärsche und Sprünge machen."*

Es gab heiße Diskussionen, bei denen Liberale und Sozialdemokraten gegen Zentrum und Konservative standen. Hansjakob wurde dabei im Landtag als klassischer Zeuge zitiert. Im Jahr 1908 wurde von der Petitionskommission der zweiten badischen Kammer das Mindestmaß der wöchentlichen Schulstunden für Hütekinder auf 16 festgelegt.

Marie Schloss wandte sich bei diesen Auseinandersetzungen an Hansjakob, um dessen Meinung zu hören, „da ich mir gerade von ihm, dem geborenen Schwarzwälder, der so fest in der Heimat wurzelt, das sicherste Urteil erwartete, wenn ich mir auch im voraus sagen musste, dass er als Feind der meisten Neuerungen allzu sehr für die gute, alte Zeit schwärmen würde."

Hansjakob ließ auf die Anfrage von Marie Schloss durch seinen Cooperator Trunz am 2. März 1909 antworten:

‚Geehrtes Fräulein!" (Marie Schloss war damals 37 Jahre alt, verwitwet, Mutter zweier Söhne!) *„Herr Stadtpfarrer Hansjakob ist seit längerer Zeit unwohl und lässt durch mich kurz folgendes mitteilen: Zunächst freue es ihn, dass die emanzipierten ‚Damen' sich um das Kinderwesen bemühen in einem Gebiet, das ihnen neben dem Kochen, Nähen und Stricken gar wohl anstehe. Was die Sache selbst betreffe, so lässt er Ihnen sagen, dass er ganz auf dem Boden der Bauerngemeinden stehe, welche gegen den vermehrten Unterricht der Hütekinder sind. Ja, er gehe noch weiter, und wenn es auf ihn ankäme, dürften die Hütekinder im Sommer überhaupt nicht in die Schule. Die Bergkantone der Schweiz und das Vorarlbergerland liefern einen glänzenden Beweis dafür, dass Kinder, welche den Sommer über im Freien waren, im Winter soviel oder noch mehr lernen, als solche, welche das ganze Jahr in der Schule sitzen."*

Der von Hansjakob diktierte Brief – ein früher Beitrag zur Pisa-Studie ein Jahrhundert später, möchte man ironisch sagen – setzt noch eins drauf: *„Der vermehrte Unterricht, wie er bei uns eingeführt sei, sei nicht bloß unnütz beim Landvolk sondern geradezu verderblich, und die Volksschulkinder, die jetzt mit allerlei wissenschaftlichem Stroh gefüttert werden, seien in der Hauptsache des Wissens, im Lesen, Schreiben und Rechnen viel weiter zurück als vor 50 Jahren. Die unnötige Vielwisserei sei verderblich, weil sie die Landflucht vermehre und die Sozialdemokratie. Darum träten auch die zielbewussten Sozialdemokraten so energisch für die vermehrte Volksbildung ein. – Achtungsvoll und ergebenst: Cooperator Trunz."*

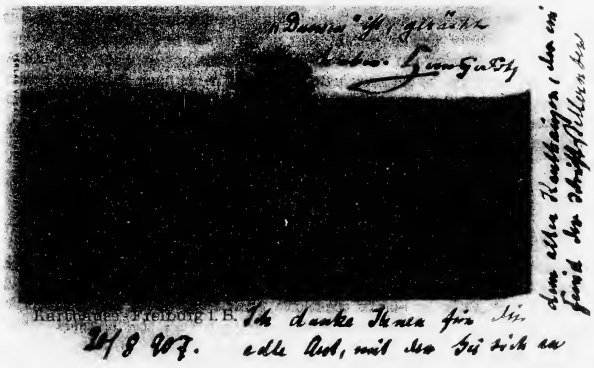
Durch diesen bemerkenswerten Brief Hansjakobs ließ sich Marie Schloss nicht entmutigen. 1911 veröffentlichte sie eine Broschüre als „Siebentes Heft der Fortschritt-Bibliothek" der Buchhandlung Nationalverein in München, einer Schriftenreihe „für das liberale Deutschland" mit dem Titel „Das Hütekinderwesen im badischen Schwarzwald".

Vornehm schreibt Marie Schloss darin, u.a. Hansjakobs Antwort teilweise zitierend: „Ich bin Hansjakob für seine Auskunft aufrichtig dankbar, da sie mir vor allem auch ein Hemmschuh

gegen die eigene Heißspornigkeit sein wird. Gerade wir Frauen sind ja so leicht geneigt, die Dinge allzu schwarz zu sehen und unsere Sympathien rückhaltlos dem angeblich oder wirklich Unterdrückten zuzuwenden … Ich bedaure, dass ich über einen Punkt keinen Bescheid von ihm erhalten konnte, der mir doch für die Beurteilung der Sachlage sehr wesentlich zu sein scheint. Wie sind diese Kinder untergebracht? Wie steht es mit den sittlichen Verhältnissen? Wie ist ihre Ernährung und der Stand ihrer Gesundheit?"

Marie Schloss zitiert aus einem Votum des demokratischen Abgeordneten Ihrig im badischen Landtag: „Auf Rosen gebettet sind die Hütekinder keinesfalls, wenn es sicher auch schlimmere, Geist und Körper schwerer schädigende Kinderarbeit als die in Gottes freier Natur gibt." Sie schildert den harten Tageslauf dieser Hütekinder und die Gefährdung durch Gicht und Rheumatismus.

Sie schreibt zum Ende ihres Plädoyers für eine bessere Versorgung der Hütekinder: „Den Heranwachsenden ist von Herzen eine Jugend zu wünschen, an die sie sich später gerne erinnern, selbst wenn sie ihnen manche Entbehrung gebracht haben sollte"; sie zitiert F. W. Robertson, der bereits 1851 geschrieben habe: „Fortschritt heißt die vermehrte Gelegenheit, das Gemüt, den Verstand und das Gewissen zu entwickeln. Es ist nicht das angeborne Recht eines jeden, ebenso reich zu sein wie sein Nachbar oder Grundbesitz zu haben. Wohl aber ist es sein unveräußerliches Recht, dass man ihm gestatte, alle ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten zu entwickeln."



Erinnerungen von Marie Schloss

Nachschrift, stilistisch gelegentlich um besserer Lesbarkeit willen leicht geglättet, wenige Weglassungen, auch, weil die kopierte Vorlage schwer leserlich oder unvollständig ist.
Der Vortrag wurde vermutlich um 1944/1945, noch vor dem Ende des zweiten Weltkriegs, gehalten unter Benutzung eines Manuskriptes aus den Zwanzigerjahren.

Erinnerungen und Beobachtungen einer deutschen (?) Judenchristin

von Marie Schloss, geborene Haas, aus Freiburg i.Br., 1872 bis 1953

Wenn ich hier auf alte Aufzeichnungen aus dem Jahr 1923 zurückgreife, liegen dem Fragen an mich nach meinem Elternhaus zugrunde, auch irrtümliche Voraussetzungen über meinen Lebensgang. Besonders durch den Lebenslauf meines heimgegangenen Sohnes geschah dies begreiflicherweise.
Ich entnehme meinen damaligen Aufzeichnungen nur das, was Freunde interessieren kann, die die Nachkriegszeit nach dem ersten Weltkrieg nicht in Deutschland erlebten, will aber im Wesentlichen über meine Kinder- und Jugendjahre berichten.

Mit schlechten Versen fing es an, und bei nicht gerade guten Versen ist es mir viel später wieder einmal besonders klar geworden, worin der Zwiespalt meines eigenen Lebens lag und liegt, und der Zwiespalt vieler Tausende.

Man sollte sich vielleicht nicht durch Selbstbezichtigung schlechter Verse der Lächerlichkeit aussetzen, zumal keinerlei Gefahr besteht, dass sie je wieder ans Tageslicht gelangen. Ich besitze sie selbst nicht mehr, und sie haben sich auch, ganz gewiss nicht, im Nachlass des Lehrers gefunden, dem ich sie gegeben hatte. Selbst, wenn ich noch das ganze Gedicht aus der Erinnerung zusammenbrächte, würde ich niemandem den mehr als zweifelhaften Genuss seiner Bekanntschaft antun. Nur zu Erklärung soviel daraus:

Zwar einst die Väter, die Germanen, sagten,
nur jene, die im Kampf ihr Leben wagten,
sie gingen zu Walhallas Freuden ein.

Und den Schluss:

Unsterbliche Seele, du darfst hoffen.

Ich weiß nicht mehr, ob der Lehrer, der wirklich ein Dichter gewesen ist, das traurige Machwerk bis zu Ende gelesen hatte. Genug, ich würde das merkwürdige Lächeln nicht los, das um seinen Mund zuckte, als er es wortlos einsteckte. Mein Stolz darauf war ja schon der Beklommenheit gewichen; warum aber steckte er es schweigend ein, statt zu sagen: „Die Verse taugen nichts"?

Es mag sein – nein, wenn ich es recht überdenke, so hatte doch schon allerlei vorgearbeitet, aber – so seltsam es klingen mag, die beunruhigende, wenn auch da noch unklare Empfindung, irgendwie außerhalb zu stehen, trat doch erst da (ich etwas mehr als 13 Jahre) beängstigend in mein Leben. Es war eine Empfindung, die immer wieder versank, aber doch im Unterbewusstsein ruhte, um in längeren oder kürzeren Zwischenräumen wieder aufzutauchen, um dann (denn in diesen Blättern soll Aufrichtigkeit walten) oft gewaltsam zurückgedrängt zu werden.

Ein halbes, auch wohl etwas frühreifes Kind, kann doch seine Gedanken selten so klar formulieren, aber eines dämmerte mir doch sehr früh: Mit Religion konnte das alles nur oberflächlich zusammenhängen; die musste doch wohl den Deckmantel für ganz andere Gefühle herleihen; aber, für was nur?

Weder ein bedauerlicherweise sehr mäßiger und oft durch längere Krankheitszeiten unterbrochener Religionsunterricht noch das Elternhaus gaben da Aufschluss. Unser häusliches Leben unterschied sich kaum von dem unserer christlichen Umwelt, für uns Kinder nur durch zwei weitere schulfreie Tage an den beiden höchsten jüdischen Festen. Wir wussten, dass der Vater an den Todestagen seiner Eltern in die Synagoge ging; unter vielen Katholiken aufgewachsen, verbanden wir diesen Akt der Pietät mit der Idee einer Seelenmesse, von der die kleinen Mitschülerinnen gelegentlich einmal erzählten. Wir wussten auch, dass die Mutter am Versöhnungstag fastete; und wir kamen auch selbst, wenn auch nur selten, als Kinder einmal in die Synagoge, wo uns natürlich alles unverständlich blieb. Hier will ich aber doch gleich einschalten, dass unsere Mutter abends mit uns betete, und zwar „Müde bin ich, geh zur Ruh / schließe beide Augen zu". Erst später bemerkte ich, dass die beiden letzten Verse zusammengezogen waren, und zwar folgendermaßen: „Hab ich Unrecht heut getan / sieh es, lieber Gott nicht an / alle Menschen, die mir sind verwandt / Gott lass ruh'n in Deiner Hand / alle Menschen, groß und klein / sollen Dir befohlen sein." Auch meine beiden Kinder haben in ihren frühesten Jahren dies Gebet der Luise Hensel noch in dieser Kürzung gebetet.

Die Feier des Sederabends (Ostern) im Hause meiner Großeltern mütterlicherseits mit der Verlesung der Geschichte des Auszugs aus Egypten auf Hebräisch, machte mir, trotzdem ich damals schon lesen konnte und die deutsche Übersetzung vor mir hatte, keinen wesentlichen Eindruck, was aber mehrere Jahre später, in einer anderen Umgebung, durchaus der Fall gewesen ist; ich komme noch auf diesen Kreis zurück. Jedenfalls hielt das hier Berichtete uns nicht im geringsten davon ab, mit derselben Begeisterung und genau so köstlich verständnislos, wie unsere christlichen Spielgefährten von der „knabenbringenden Weihnachtszeit" zu singen. Auch sahen wir mit ebenso leuchtenden Augen in den Kerzenschimmer unseres eigenen Weihnachtsbaumes. Wer das damalige Leben (so etwa aus der Zeit nach dem 70er- und über den Krieg 1914-18 hinaus) in den Familien der nicht orthodoxen Juden kannte, weiß, dass ich hier durchaus keinen Ausnahmefall schildere. Ich darf hier vielleicht einschalten, dass es mich von Herzen freut, wie gerade durch die einsetzende feindliche Strömung das Bestreben erwachte, die Kinder, auch durch das Feiern der jüdischen Feste, wieder mehr in den Zusammenhang mit der jüdischen Geschichte zu bringen.

Ich durfte 1922 an einer Chanukka-Feier teilnehmen, und ich war erschüttert von dem hebräischem Festlied, von dem ich doch keine Zeile verstanden hatte, weil sich mir mit ihm trotzdem die Erinnerung an den heldenmütigen Glaubenskampf der Makkabäer verknüpfte.

Ich glaube aber, wenn man damals – und vielleicht auch heute noch? – bei Kindern in den ersten Schuljahren aus solchen jüdischen Familien Umfrage hält, auch bei Jüngeren, soweit sie schon früher etwas von biblischen Geschichten kennen lernten, werden sie einstimmig aufzählen: Der bunte Rock des Joseph, Moses im Binsenkörbchen, und, bei besonders rauflustigen Buben, David und Goliath, aber dann eben doch, als Allerschönstes: Das Kindlein in der Krippe! Ob sie das nun von den Eltern oder Anderen gehört haben, das Wissen ist da, und mit ihm die Liebe!

Seltsam mutet es heute an, womit mein Vater, und sicher nicht er allein, einmal einem gesetzestreuen Juden gegenüber das Recht begründete, seinen Kindern auch einen Weihnachts-

baum zu schmücken: Weihnachten sei ursprünglich gar kein christliches, sondern ein – deutsches Fest gewesen. Wem käme dabei heute kein bitteres Lächeln!

Doch, das nur nebenbei! Man konnte doch nicht nur bei der Krippe stehen bleiben, man wollte doch erfahren, was aus dem Kindlein geworden, bei dessen Geburt sich so Wunderbares zugetragen hatte, wie man es auch im geheimnisvollen Halbdunkel des himmelragenden Münsters immer wieder betrachten konnte .Und auch da unterschied ich mich kaum von der Mehrzahl meiner Spielgefährten. Auch durch meine kindlichen Gedanken ist der Herr Jesus lieb und holdselig in blau und rotem Gewand geschritten, so wie ich ihn manchmal in auf den kleinen Heiligenbildern in den Gebetbüchern meiner katholischen Mitschülerinnen, nicht ohne Neid, bewundern durfte. Wenn hier der Platz wäre, über Kindersünden, ein Verwechseln von Mein und Dein, zu berichten, so müsste ich mancherlei gestehen. Ich habe aus der ganzen Kraft meines Kinderherzens die Menschen gehasst, die ihn einst ans Kreuz geschlagen hatten. Als mir, und das blieb ja nicht aus, sehr bald gesagt wurde, das seien ja wir, die Juden, gewesen, da hat mich das nicht so berührt, wie man glauben sollte. Was gingen mich die Leute an, die vor bald 2000 Jahren in Jerusalem gelebt und dort ein himmelschreiendes Unrecht begangen hatten? Den Zusammenhang konnte ich so wenig begreifen, wie das Kind den Begriff der Erbsünde. Der geht einem auch erst unter Schmerzen auf; vorher bleibt er, bestenfalls, etwas Angelerntes. Ich habe es meinem Jüngsten so gut nachfühlen können, wie er in einer unteren Klasse gegenüber einer vielleicht auch selbst befangenen Lehrerin laut ausrief: „Nein, nein; was soll denn so ein armes, kleines Kind im Wickelkissen schon Böses getan haben?"

Nein, für das, was damals in Jerusalem geschah, was damals das jüdische Volk durch die Römer ausführen liess – denn die Römer, das hatte man mir doch auch zuhause gesagt, hatten ihn, den „besten, den edelsten der Menschen" (so nannte ihn auch mein Vater) gekreuzigt – *(zu ergänzen etwa: waren wir Heutigen nicht verantwortlich.)* Wir von heute, wir waren doch keine Juden von Jerusalem, wir waren doch Deutsche! Und wenn das Wort des Herrn Jesus noch heute Geltung hatte, sein „Lasset die Kindlein zu mir kommen, wehret ihnen nicht!", dann war es nicht nur für alle die anderen Kinder gesprochen, dann galt es auch mir; das wusste ich im tiefsten Herzensgrunde, auch wenn ich bald darauf hörte, dass wir, die Juden, nur *einen* Gott hätten, eben den Gott Israels. Das wurde von jüdischer Seite, wohl mit einem gewissen Stolz auf einen meines Erachtens missverstandenen Monotheismus in meiner Gegenwart geäussert. Ein Samenkörnchen war diese Überzeugung, das langsam in meiner Seele keimen sollte; so dünkt es mich jetzt.

Dieses Sich-deutsch-fühlen des Kindes wurde in dem heranwachsenden Mädchen noch vertieft durch einen weit über den Rahmen der damaligen Höheren-Töchter-Erziehung hinausreichenden Geschichts- und Literaturunterricht. Ich darf wohl ohne Überhebung sagen, dass kaum eine meiner Mitschülerinnen mit so atemloser Spannung den Berichten der germanischen Heldensagen gelauscht, dass kaum eine so erfüllt war von den Großtaten deutscher Geschichte, wohl keine so aufging in der Welt der deutschen Klassiker. Noch gegen Ende des vorigen Weltkrieges hat mir das eine frühere Schulfreundin, der, wie sie schrieb, „über diese organisierte Hungersnot" ihr Patriotismus in Scherben ging, durch die Worte bezeugt: „Du bist ja immer so deutsch gewesen."

Nein, ich hätte niemals mit dem jungen Moses Freudenstein in Raabes *Hungerpastor* sagen können: „Als wir durchs rote Meer zogen", „als wir die Philister schlugen"; der Zusammenhang war zerrissen, wie ich schon gezeigt habe. Mir galt damals deutsche Geschichte in Vergangenheit und Gegenwart; in Gegenwart auch deshalb, weil mein Vater, als Freund Eduard Kaskers, lebhaften Anteil am Zeitgeschehen nahm. Die Juden der Bibel waren mir tot, eine versunkene Welt, gleich den Ägyptern, Assyrern und Babyloniern, des Volkes von Hellas und

Rom, von denen mir aber doch erheblich mehr im Geschichtsunterricht bekannt geworden war. Nur, dass sich doch dann und wann, so im Geschichtsunterricht bei den mittelalterlichen Judenverfolgungen, einmal die eingangs geschilderte beklemmende Frage regte: „Wie war das nur?“ Nur Aberglaube, nur Unduldsamkeit und Hass über wirtschaftliche Zustände, die doch die christlichen Regierungen durch ihre widersinnige Judenordnung selbst verschuldet hatten, zum großen Teile selbst verschuldet hatten? Dass dieser Hass dem Fremdvolk inmitten des eigenen galt, dies Erwachen blieb mir lange erspart. Ich weiß aber noch, wie erregt ich einmal, bald nach der Sache mit meinem Germanengedicht, aus der Schule kam, weil mir berichtet wurde, ein Religionslehrer habe im evangelischen Unterricht von den Juden „als ein Volk im Volke“ gesprochen. Eine Unterredung meines Vaters mit dem betreffenden Herrn nahm der Angelegenheit damals jedweden Stachel.

Eigentümlich zu denken, meine Schulzeit fiel doch in die Jahre von Stöckers Auftreten und dem seiner Anhänger, von denen er wohl selbst später manches Mal gedacht haben mochte: „ Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los!“ Ich erinnere mich, erregte Gespräche über sein Vorgehen mit angehört zu haben; ich weiß auch, dass er in den Reihen bibelfesterer Juden gelegentlich als „Hamann“ bezeichnet wurde. Ich sehe aber heute doch auch klarer als früher, und bin überzeugt, dass Stöcker anfangs wirklich von einem ehrlichen Helferwillen beseelt gewesen ist, wenn er die Hand auf schwärende Stellen des Volkslebens legte. Das schloss freilich nicht aus, dass dann später von ihm, und noch mehr von seinen Mitläufern, in übler Weise weit übers Ziel hinausgeschossen wurde. Ich möchte dabei einmal darauf hinweisen, dass der Jude Eduard Lasker, der die Unbequemlichkeit begangen hatte, aus Wahrheitsliebe und Verantwortlichkeitsgefühl auf Krebsschäden des damaligen Wirtschafts- und Gesellschaftslebens hinzuweisen, darüber zum politisch toten Manne geworden ist. Wenn der Volkswirtschaftler Schmoller ihn dafür und überhaupt um seiner geläuterten Lebensauffassung willen, „das Gewissen des deutschen Volkes“ nannte, hatte er nicht zuviel gesagt.

Ich bin ja selbst überzeugt, dass die antisemitische Strömung jener Tage viel stärker gewesen ist, als sie mir in der Erinnerung erscheint; welche Einschränkungen sie doch auch dem Aufstieg des Tüchtigen auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens brachte, braucht hier nicht erörtert zu werden, zumal sie auch in größtenteils evangelischen Ländern auch nicht ganz vor den Katholiken Halt machten, wobei es allerdings mehr um deren mutmassliche politische Einstellung ging.

Jedenfalls damals erinnere ich mich aber nicht, dass sich im Verkehr meiner Eltern, die immer und überall Farbe bekannt hatten, irgendetwas geändert hätte. Ein einziges Mal erinnere ich mich vom Lösen allerdings nur ganz oberflächlicher gesellschaftlicher Beziehungen, als während der Krankheit des Kaiser Friedrich die Berufung des „englischen Juden“ Mackenzie angegriffen wurde. Ich weiss übrigens nicht, ob Mackenzie überhaupt ein Jude gewesen ist; immerhin – und da liegt der Unterschied – tat man ihm doch noch die Ehre an, ihn als englischen Juden zu bezeichnen. Ich habe bald darauf, nach dem Tod meines Vaters, einige Jahre in einer fast ausschliesslich jüdischen Umwelt verbracht, wo mehr von Antisemitismus die Rede gewesen ist, ohne dass er einem aber eigentlich fühlbar geworden wäre, durch eine seltsame gesellschaftliche Schichtung, die einem kaum einmal das Gefühl der „ungeschriebenen gesellschaftlichen Gesetze“ recht ins Bewusstsein treten liess. Jedenfalls wäre es keinem in diesem Kreise, wenn man da auch nur ein wenig politisch interessiert gewesen, eingefallen, sich nicht als „deutscher Staatsbürger“ zu fühlen.. Einem vertieften jüdischen Glaubensleben bin ich aber im Kreise dieser Verwandten nicht begegnet, mit so grosser Verehrung ich des Vaters meiner Mutter und einer von mir sehr verehrten Tante gedenke; man hielt allerlei; man führte natürlich einen rituellen Haushalt; man tat es, „weil das schon immer so gewesen war“. Nie hat mich dort etwas so angefasst wie zum Beispiel die

Teilnahme an einem Sederabend, den ich schon erwähnte, in einem jüdischen Institut, wozu ich eingeladen wurde, in einem Kreise portugiesisch-englischer Jüdinnen, bewusster Jüdinnen, von denen mir die Eine erzählte, wie sie, als irgend eine Mitschülerin in England sie einmal Jüdin beschimpft, erwidert hatte: „Yes, I am, and I am proud to be a Jewess!"

In dieser Zeit kam mir übrigens auch der viel verbreitete Antisemitismus-Katechismus in die Hände, dar damals schon ein Buch mittleren Umfangs darstellte, und sich später, wohl durch die Judenschnüffelei bei allen unliebsamen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, zu einer ganzen Bibliothek ausgewachsen haben muss. Erst war ich empört, dann ungemein stolz darauf, mich in solcher Gesellschaft von Geistesgrößen zu befinden, denn trotz des mich deutsch Fühlens, lag es mir durchaus fern, mein Judentum etwa zu verleugnen, trotz meiner mangelnden Kenntnis seines religiösen Gehalts. Die Evangelien waren mir besser vertraut als das alte Testament, woran ja zum Teil die vielen Krankheitspausen mit die Schuld getragen haben mögen.

Ich habe trotzdem, wenn auch nur sehr kurz, einmal geglaubt, dass mich ein vertieftes Judentum wohl hätte dauernd fesseln können. Ich weiss aber, dass mich auch dann mein Lebensweg weiter über die Blätter des Alten Testaments hinausgeführt hätte, ja, wie ich diese Gewissheit eigentlich schon seit meinem 14. Jahre im Herzen fühlte. Mir hätte es auch, wenn es mein ernstes Wollen gewesen, nicht an Gelegenheit gefehlt, diesem verinnerlichten Judentum näher zu treten und tiefere Einblicke zu tun. Mit Verehrung gedenke ich aus jenen Jahren des Bruchsaler Rabbiners und seiner Familie. Ich will keine eigentliche Lebensbeschreibung geben; das käme mir anmassend vor, trotzdem ich auch damals manche Begegnung mit geistig oder charakterlich hochstehenden Menschen hatte. Mir geht es hier nur darum, insoweit Einblicke zu gewähren, als davon Schlaglichter auf das fallen können, worum es mir in diesen Blättern geht. Nicht mir allein, auch Andersgläubigen, die gerne in dieser Familie ein- und ausgingen, erschien dies Haus, ich kann mich nicht anders ausdrücken, wie das Jdeal eines – evangelischen Pfarrhauses in seiner echten Frömmigkeit und Aufopferung für die Nächsten, Nächsten im sehr erweiterten Sinne genommen. Dort ging mir vielleicht zum ersten Male das so deutlich auf, wofür ich später in der Kriegszeit in Versammlungen so oft warb: Von der Nächstenliebe zur Fernstenliebe, vom Egoismus für das Wohl der Eigenen zum Helfer aller. Rückblickend darf ich vielleicht doch auch noch einen anderen jüdischen Geistlichen aus meiner Jungmädchenzeit erwähnen, den ich, ohne damals schon auf dieses Wort des Neuen Testaments gestossen zu sein, immer als „einen Weisen in Israel" empfunden habe, allerdings ohne weitere religiöse Beeinflussung seinerseits. Nur dass ich, wenn ich mich verabschiedete, immer vor seinem Lehnstuhl niederkniete – Dr. Grünbaum war damals schon sehr alt und im Gehen behindert –, dann sprach er den Priestersegen über mich. Wie oft gedenke ich seiner noch heute beim Anhören des „Der Herr segne und behüte Dich…" Diesen Mann verband mit den beiden höchsten, dem katholischen und evangelischen Würdenträger seiner Provinz eine warme, aufrichtige Männerfreundschaft. Sie fühlten wohl, welch weite Strecke Weges sie gemeinsam zurücklegen konnten. Trotz der gnädigen Führung meines weiteren Lebens gedenke ich ihrer und dem Geist meines Elternhauses voll Dank, jenem Geist der Ehrfurcht, von welchem die Welt, leider, auch damals schon so wenig sah und – sieht.

Ich habe mich, ich sagte es schon, immer als Jüdin bekannt. Das geschah auch schon im Widerspruch zu gewissen getauften Juden, bei denen die wenig lobenswerten Ursachen ihres Übertritts nur zu klar zu Tage lagen und mir verächtlich erschienen, wie sie wohl jedem anständigen Menschen erscheinen mussten. Doch genug hiervon! Trotzdem, und das gehört eben doch mit zu meinem seelischen Zwiespalt, habe ich auch nie dies unbedingte Zusammengehörigkeitsgefühl besessen, das etwa, besonders in den jugendlichen Jahren des Bildungshochmuts, stark genug gewesen wäre, Interessen- oder Bildungsunterschiede überbrü-

cken zu lassen oder mich über mancherlei jüdische Eigentümlichlichkeiten hinwegzusetzen, die wohl meist durch die Macht der Verhältnisse großgezogen waren. Das mag, ich gebe es ja auch schon durch das Wort Bildungshochmut zu, etwas Tadelnswertes gewesen sein; aber mit Unduldsamkeit oder Schlimmerem hatte es kaum etwas zu tun. Ich bin auch nach wie vor davon überzeugt, dass solche Unterschiede dauernd nur auf dem Boden einer gemeinsamen religiösen Weltanschauung getragen und ertragen werden können. Ich konnte (und kann) mir auch nicht vorstellen, dass ein rein politischer Zionismus, zu dessen ausgesprochenen Gegnern auch mein Bruder gehörte, Tragkraft genug besitzen könnte, einen Judenstaat von Bedeutung und Dauer zu begründen, in dem die kulturellen Unterschiede seiner Bevölkerung (nicht nur die, wie in irgend einem andern Lande, und oft nur durch den väterlichen Geldbeutel bedingten Unterschiede), zwischen denen oft ein Jahrhunderte alter kultureller Spalt zu klaffen scheint, (*zu ergänzen vielleicht: ausgehalten werden können.*)

Ich habe mich eben Jenen verbunden gefühlt, mit welchen mich künstlerisch-literarische Interessen, bald noch mehr soziale und darüber hinaus eine religiöse Weltanschauung einigte, mochte mochte sie auch auf noch so schwachen Füssen stehen.

Konfessionell stark begründet war sie nicht; es mag das damit zusammenhängen, dass ich meine ersten Schuljahre eben in einer meist katholischen Umwelt verbrachte, von jener Seite viel Liebe empfangen durfte, ohne dass mir übrigens damals, wie auch später, je etwas begegnet wäre, was man Proselytenmacherei hätte nennen können. Später, nach dieser Freiburger Zeit, in Landau/Pfalz überwog, auch besonders im Geschichtsunterricht, die evangelische Einstellung und beeinflusste mich, aber ohne jene ersten Eindrücke ganz zu verwischen oder mir gar missliebig zu machen. Ökumenische, wenn auch unbewusst und sehr weitgehende ökumenische Einstellung?! Übrigens deckt sie sich wohl doch mit dem feinen Wort der Führerin der katholischen Frauen Badens, mit der mich einige Jahre gemeinsamer Arbeit der Kriegs- und Nachkriegszeit verbunden hatten: „Wo uns Rom trennt, vereinigt uns Jerusalem". Ich habe dies Gefühl auch in starkem Masse einem katholischen Geistlichen gegenüber gehabt, dem ich auch durch soziale Arbeit nahe kommen durfte.

In den 14 Jahren meines ehelichen Lebens, das mich wieder in unmittelbare Nähe meiner Freiburger Kinderheimat führte, trat diese Verbundenheit sehr hervor, unterstützt und gefördert durch meinen Mann. Es waren in jeder Beziehung reiche Jahre, schon die Freude am Gedeihen der Kinder, das freudige Gefühl, das mir alle Entwicklungsmöglichkeitem gewährte, dass – sehr im Gegensatz zu vielen sog. „glücklichen" Ehen – mein Mann nicht nur meine bescheidenen, literarischen Versuche nicht unterband, sondern sich daran freute und sie eher dadurch förderte, war mir Gewinn. Er war nicht auf ein steifes offizielles Gesellschaftsleben eingestellt, hatte aber Freude an zwangloser Geselligkeit, wenn sie sich nicht in blossen Phrasen und Vergnügungen erschöpfte. So wurde unser Haus bald eine gesuchte Stätte ähnlich veranlagter Naturen; so kamen auch die im Lebenslauf meines Sohnes genannten evangelischen Geistlichen zu uns als gern und oft gesehene Gäste, die sich heimisch bei uns fühlten. Dadurch vertiefte sich doch auch bei mir das Bewusstsein, auf jene Seite zu gehören. Mein Mann hatte für sich – auch noch in seinen letzten Lebenstagen – nicht den Wunsch eines Übertritts, verstand und bestärkte mich aber im Wunsche darnach. Er begriff, dass es mir fast unwürdig vorkommen musste, diese innere Zugehörigkeit immer mehr zu empfinden, sie auch durch den Besuch des evangelischen Gottesdienstes, meist im Nachbardorfe bei unserem Freund Raupp betätigen, ohne doch den letzten, entscheidenden Schritt aus Rücksichtnahme auf (ich muss heute wohl sagen nicht Vorhandenes) Vorhandenes bei meiner mütterlichen Familie zu nehmen. Selbst mein alter Grossvater hatte sich bei unseren Kindern rasch in diese Tatsache gefunden und hatte auch weiter, bei gelegentlichen Besuchen der beiden bei ihm, seine Freude an ihnen. Ich brauche auf diese Erwägungen nicht

weiter einzugehen, möchte nur sagen, dass mich daneben noch ein anderer Gedanke zögern liess: „Du solltest wohl doch erst die Probe darauf machen, was Dir und ob Dir das, was Du von christlichem Glaubensgut besitzest oder zu besitzen meinst, auch in schweren Tagen Kraft verleihen würde."

Es waren die Jahre, in denen Harnack, auch Haeckels *Welträtsel*, vorher auch Renans *Leben Jesu*, die Gemüter stark erregten. Auch bei uns hatte man sich gar manches Mal die Köpfe warm geredet; mein Mann hatte grosses naturgeschichtliches Interesse, war sehr gründlich in allem, was er unternahm, so auch im Studium der *Welträtsel*, vielleicht gründlicher als unser Mundinger Pfarrfreund, aber seiner – sage ich einmal – geschulteren und mindestens logisch erscheinenden Dialektik nicht immer gewachsen. Der junge Stadtvikar, unser Freund Siefert, derselbe, der durch Erwins: „Sie, Herr Vikar, sel glaub i nit" erstmalig in unser Haus geführt wurde, verhielt sich wohl stiller bei solch erregten Gesprächen. Heute glaube ich, rückschauend, dass seine stillen Gebete mir Suchender immer nachgegangen sind. Kurz nach diesen Debatten stürzte sich die deutsche Leserwelt, soweit sie sich nicht nur mit Unterhaltungslektüre beschäftigte, auf Frenssens *Hiligenlei*, zumal auf sein Jesusbild darin. Ich war zwiespältig, Dekan Raupp sehr davon erfasst, wie die Meisten seiner liberalen Kollegen; ablehnend verhielt sich mein Mann: „Wäre Jesus nicht mehr (*hier gingen im Manuskript leider ein paar Worte verloren, vielleicht zu ergänzen:* der Gottessohn *oder ähnlich*) wahrlich, es gäbe keine christliche Kirche". Das war das Einzige, was er zu sagen hatte. Dass keiner dabei an Lessings *Nathan den Weisen*, an die Stelle dachte: „Nathan, Ihr seid ein Christ!"

Und doch hat mich Frenssens Jesusbild bald darauf mit einem Manne zusammen gebracht, der durchaus die Begeisterung dafür teilte, und der mir doch durch viele Jahre viel gewesen ist, dessen ich stets mit Dank mich erinnere, wenn sich auch später, durch das Zeitgeschehen, eine Schranke zwischen uns aufgerichtet hatte, und ich mit tiefem Dank gegen meinen Gott sagen muss, dass sich mein Glaubensleben vertieft und gestärkt hat seit jenen Karlsruher Jahren.

Nicht nur durch die Arbeit sozialer Natur, die mich eben mit Pfarrer Paul Jäger und seinem Freund Karl Hesselbacher, die und deren Familien bald auch mir Freunde wurden, verband, waren es reiche Jahre für mich gewesen, wenn sie auch zu mancher geistigen Zersplitterung führten. Dass man nicht so die Enden vieler Dinge zusammenfassen und dabei auch körperlichen Raubbau treiben darf, erfuhr ich nach fünf arbeitsreichen Jahren zu meinem Segen.

Ich habe vorgegriffen, eben durch die Erwähnung von Frenssens Buch, und komme nun auf den Punkt zurück, um den es schließlich den Fragenden ging.

Ja, ich habe bald danach die Probe machen dürfen, und sie, dem Herrn sei Dank, auch bestehen dürfen. Mein Mann starb, nach kurzer Krankheit, in seinem 43. Jahre. Wenn ich hier nur ein paar Worte aus dem Brief unseres Pfarrfreunds aus jenen ersten Tagen hierher setze, versteht man, was ich damit meine. Er schrieb: „Wenn ich an Sie denke, kommt mir immer: Der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft." Wahrlich, den kann man sich nicht selber geben. Mit Dank habe ich ihn auch in den wohl noch schwereren Tagen beim Heimgang meines Sohnes empfinden dürfen, diesen Frieden Seiner Nähe!

Und doch, ich zögerte noch immer den Schritt zu tun, und da war es eine viel jüngere katholische Freundin, die den letzten Anstoss dazu mit den Worten gab: „Wenn du es jetzt nicht tust, so wird es dir zur Sünde!"

Nach den fünf Karlsruher Jahren wurde ich, durch eine immer wieder auftretende Bronchitis, in die Stille geführt, wenigstens kam es mir nach dieser bewegten Zeit schon wie Stille vor, allerdings durch viele Besuche und mehrfachen Aufenthalt in Karlsruhe unterbrochen. Immer mehr kommt mir aber zum Bewusstsein, was ich diesen Königsfelder Jahren, besonders von Sommer 1912 bis 1914, zu danken habe. Schon zuvor hatten mir mehrfache Ruhewochen, einmal sogar ein ganzes Vierteljahr, diese Brüdergemeine im Schwarzwald lieb gemacht. Es war eine Luft, um dort wirklich nicht nur körperlich zu genesen, besonders wenn man schon als Kurgast sich bald der Freundschaft echter Glieder der Gemeine erfreuen durfte. Freilich, wie ich so vieles in meinem Leben erst auf Umwegen recht erkannte, so zog es mich zunächst gemäss meiner auf soziale Arbeit gerichteten Einstellung dazu hin. Ich sah und vernahm mit Staunen, wie dort, lange ehe man sonst über den Problemen der Bodenreform brütete, diese ursprünglich, allerdings auf religiöser Grundlage, schon in der Anfangszeit gelöst wurde; wie man lang zuvor schon durch die Choreinteilung von Ledigenheimen (Brüder- und Schwesternhäuser) wie von der Unterkunft für Witwen berichten durfte. Schließlich konnte man auch, bei der Unterbringung der jungen Schwestern mit ihrer Unterweisung in häuslichen und Handarbeiten darin sehr wohl den Vorläufer des von uns Frauen so sehr gewünschten weiblichen Lehrjahres erkennen. Wie schon gesagt, das alles aus dem Glaubensleben der Brüder erwachsen. Immer mehr verstärkte sich aber doch bei mir das Gefühl der inneren Zugehörigkeit. Und so war es mir ganz natürlich, mich mit meinen beiden Söhnen, als wir unseren Wohnort nach Königsfeld verlegt hatten, wohin die beiden allerdings nur ihre Ferien führten, der Brüdergemeine anzuschließen.

Hier ist wohl der Platz, um nochmals da anzuknüpfen, wo ich von den unklaren Gefühlen des Kindes gesprochen hatte, irgendwie *außerhalb* zu stehen. Sie regten sich wohl seltener. Man war sich inzwischen wohl schließlich auch klar darüber geworden, dass man zu einer anderen Rasse zähle (gezählt werde?). Man wußte aber bereits, dass Rasse und Volk sich nicht durchaus decke. Hatten doch seiner Zeit die führenden norddeutschen Kreise das Verlangen (1848/49) damit abgelehnt: Es gäbe keine deutsche Rasse, also könne es auch keine geeinigte deutsche Nation geben! Zudem stellte man bei sich selbst, im Kreise vertrauter Menschen wohl auch einmal fest, dass man vielleicht an den reinen Juden, sehr viel seltener aber an den – reinen Christen, will besagen Deutschstämmigen, glaube. Meine Erfahrungen haben mir dabei später in weitestem Umfange recht gegeben. Doch das nur nebenbei!

In diesen zwei Jahren vermehrte sich auch meine noch immer geringe Schriftkenntnis, die, leider, auch jetzt noch viel zu wünschen übrig lässt. Erst jetzt wurden mir, über die kleine Zahl der wohl allgemein vertrauten Psalmen mehr aus diesem Schatz vertraut; tiefer hineingeführt wurde ich aber doch erst in Bern durch die wöchentlichen Psalmbetrachtungen von Pfarrer Wilhelm Schlatter. Aber noch ein anderes: Erst jetzt habe ich, mit einer Freundin, die Propheten gelesen; daraus ersieht man wohl am besten, wie gering meine Bibelkenntnis gewesen war. Ich äußerte manchmal, dass ich das alte Testament eigentlich wie der fromme und schriftgelehrte Jude seine hebräische Schrift von hinten nach vorne gelesen habe! Was ich hier berichte, ist wohl beschämend, erfüllt mich aber auch mit tiefem Dank für die gnädige Führung. Nur zögernd besuchte ich anfangs die Gemeinschaftsstunden im Doniswald; meine erste Bekanntschaft mit Gemeinschaftsleuten in meinen frühen Ehejahren hatten mich in diese erst abwehrende Haltung getrieben. Es ist ja, leider, so, dass wir Menschen so leicht zu Verallgemeinerungen neigen; nicht nur den Juden gegenüber, wo das Unrecht, das einer, auch mehrere vielleicht begehen, gleich der Allgemeinheit zur Last gelegt wird: "Ja, so sind eben die Juden!" Diese Stunden im Doniswald haben mir mehr gegeben, oft unendlich mehr gegeben, als die schönste Predigt, besonders zu Lebzeiten von Bruder Heinrich Stamm, dessen auch nun schon vor Jahren heimgegangener Frau ich ebenfalls viel verdanke. Ich muss mir nur dabei den Vorwurf machen, nicht noch tiefer aus dieser Quelle geschöpft zu haben.

Dann kam der Krieg. Neu gekräftigt konnte ich in diese arbeitsreichen Jahre einer umfassenden Kriegshilfsarbeit an den Familien der Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen eintreten. Man sah dabei in viel Not und Leiden, wenn es auch gewiss den Vergleich zu all dem heutigen Jammer nicht aushält. Man sah aber auch auf Frauenseite, bei den Alten, die vorher, oft müde und ausgeschaltet, schon im Leibgeding-Häuschen sassen, viel bewundernswerte Tatkraft; man kam sich dabei mit seiner eigenen Arbeit recht klein vor. Aber man tat eben, schlecht und recht, seine Pflicht, nach dem von unserem Bruder Heyde, unserem Königsfelder Prediger, oft zitierten Wort der Ottilie Wildermuth: „Heb auf, was Gott Dir vor die Thüre legt!" Man vertraute und freute sich, trotz aller Sorge um die Eigenen, die auch mit draußen zum Schutze der Heimat standen, oder wie mein älterer Sohn in der Soldatenheimarbeit im Osten. Nach meinen Beobachtungen bei den Meinen und auch Anderen muss ich sagen: Man hoffte wohl auf ein für Deutschland gutes Ende, aber man rechnete nicht damit und wünschte auch nicht, fremde Landesteile einzustecken. War das nun undeutsch? Man sagte und schrieb auch nicht: „Gott strafe England!", aber wohl, wenn man den Glauben an den Lenker aller Geschicke noch nicht verloren hatte: "Gott schütze Deutschland!" War das nun deutscher Denkart unwürdig? War es undeutsch, wenn einem ein Erschrecken durch die Seele ging, wenn von einem deutschen Gott geschrieben, geredet oder gar wohl gepredigt wurde? Glücklicherweise nicht im Königsfelder Kirchensaal! War es undeutsch, einem verehrten Freunde, einem frommen Christen, der gestand, dass ihn die irdische Heimat oft allzu sehr gefangen nähme, in stammelnden Versen zu antworten, dass über dem Vaterland das Vaterhaus oben stehe? War es undeutsch, wenn einem beim Besuch der Munitionsarbeiterinnen, wohin mich im letzten Kriegsjahr an drei verschiedenen Orten unseres Amtsbezirks die Pflicht führte, der ganze Widersinn anpackte, Frauen an der 15cm-Granate und anderen Geschossteilen arbeiten zu sehen? Frauen, die doch Trägerinnen und Bewahrerinnen des Lebens sein sollten? Da standen sie (und stehen sie heute in noch viel größerem Ausmaß) und schafften in Tag- und oft auch in Nachtschichten, damit andrer Frauen Männer, andrer Eltern Söhne fallen oder Krüppel werden, damit andrer Väter Kinder Waisen werden sollten! Man äusserte dergleichen nicht, man suchte, soweit wie möglich (Ach, es war auch damals nur in sehr beschänktem Masse möglich), den grössten Notständen zu steuern.

Ich will hier nicht auf all das Unerfreuliche eingehen, das sich im späteren Verlauf des Krieges an Unduldsamkeit gegen das Volk im Volke breit machte, als die Lage, wenn auch noch nicht für die Augen der großen Menge, anfing, kritisch zu werden. Man kann auch hier wieder Lessings *Nathan der Weise* mit heranziehen: "Tut nichts, der Jude wird verbrannt!" (Ohne übrigens mit den beiden Zitaten sonst einig zu sein!)

Nur ein kleines Erlebnisnis, das mich damals mit Bitterkeit erfüllte: Es geschah wohl, wie oft, durch Gedankenlosigkeit, als ein mir liebes und feines Menschenktnd, dem der Name der Betreffenden entfallen wer, von ihr als „der Jüdin" sprach, von einer einfachen, ganz unauffälligen Frau, die mit ihrer kranken Tochter in Königsfeld war. Auf meinen befremdeten Blick meinte sie, gewissermaßen entschuldigend: „Ach, ich wollte ja nur sagen, dass sie keine Deutsche ist!" Nun, drei Wochen darauf wurde der Mann dieser Nichtdeutschen mit 19 anderen, menschlich gesehen durch einen blöden Zufallstreffer, im Unterstand verschüttet; keiner kam mit dem Leben davon. Waren nun allein die 19 andern den Heldentod fürs Vaterland gefallen?

Es kamen Waffenstillstand und Friedensvertrag von Versailles, der in sich schon die Giftkeime neuer Kriege barg. Es kam der Zusammenbruch; ich will mich über das alles nicht weiter auslassen; hier geht es letzten Endes um anderes. Es kam auch für mich neue Arbeit, an die ich mit recht gemischten Gefühlen zurückdenke, der ich aber kaum hätte ausweichen können. Nur eines aus diesem Lebensabschnitt: Um der inneren Wahrhaftigkeit willen sah ich

mich damals genötigt, vor einem größeren Kreise zu der damals ziemlich regen Judenhetze zu sprechen. Ich tat es niemand zulieb und niemand zuleide; dachte nicht daran, nach irgend einer Seite Mohrenwäsche zu treiben. Ich wurde damit meinem engeren Arbeitskreise eher unbequem. Diejenigen allerdings, und zwar in weiterem Umfang, die verstanden, um was er mir ging, billigten meine Worte durchaus. Auch heute, wo das alles längst versunken und vergessen sein wird, bin ich – um meines Gewissens wegen – froh, Farbe bekannt zu haben.

Gewiss war mir, im Laufe langer Jahre, mehr und mehr, und zwar auf Grund grösserer Bibelkenntnis, die Wirklichkeit der mir früher so nebensächlichen Rassenfrage aufgegangen. Ich verstand jetzt die ebenso kurze wie treffende Antwort des alten Ziethen auf die spöttische Bemerkung Friedrichs des Großen, womit man wohl die Existenz Gottes beweisen könne: „Majestät, die Juden!" Es ist mir nicht bekannt, ob und was der Preussenkönig darauf geantwortet hat. Trotzdem scheint mir, auf das Heute hin gesehen, heute im Sinne dieser Zeitlichkeit gesprochen, eine Stelle aus einem nach dem Zusammenbruch im Neuwerk-Verlag Schlüchtern erschienenen Buch „Rasse und Politik" von Goldstein, das der evangelische Theologe Lic. Frick mit einer beachtenswerten Einführung versehen hatte, zu Recht zu bestehen: „Die Rassentheorie ist der natürliche Bundesgenosse aller reaktionären Politik; sie bekämpft alle Bestrebungen, die Härten sozialer und politischer Ungleichheiten zu mildern. Wo immer sie die Gemüter ergriff, hat es den politischen Bestand des Volkes gefährdet, zu Gunsten einer die Staaten sprengenden Rassenideologie. Die Rassentheorie betont gegenüber dem Ethischen das Ethnische, gegenüber dem Kulturellen das Naturhafte."

Es ist hier nicht Not, darüber zu reden, welche Schrecken die Jahre, schon 1933 beginnend, ausgebrütet haben, wieviel Untermenschliches sich regte und noch immer regt. Es ist auch nicht Not, darüber zu sprechen, dass sich wohl manches zwangsläufig gerächt haben mag; ebenso wenig, darauf hinzuweisen, dass das, was seither geschehen ist und geschieht, sich in noch viel stärkerem Masse einmal rächen wird.

Eines aber darf ich noch sagen: Mit Dank gegen meinen Gott und Herrn erfüllt es mich immer wieder, dass ich mich, auch bei aufrichtiger Prüfung, von Hass bewahrt weiß! Es ist wohl das letzte Gespräch gewesen, das ich mit meinem heimgegangenen Sohne hatte, in dem ich äußerte, dass das, was mir im vorigen Kriege, gegenüber temperamentvolleren Freunden, manchmal, wenn auch nur vorübergehend, als persönliche Schwäche erscheinen wollte, mich jetzt mit Dank erfülle. Er hat das duchaus verstanden und gebilligt.

Vor einigen Monaten, in einer Versammlung der Freunde Israels habe ich schmerzlich unter der Empfindung gelitten, wie sehr man doch, auch in wichtigen Punkten, aneinander trotz besten Willens vorbeirede. Gerade dadurch wurde ich darauf geführt, diese alten Aufzeichnungen wieder hervorzusuchen und damit dem Wunsche lieber Freunde zu willfahren. Sie werden von vielem enttäuscht sein, aber ich hoffe, sie fühlen, dass ich mich völliger Aufrichtigkeit beflissen habe, auch auf die Gefahr hin, falsch beurteilt zu werden. Gottes Führung in meinem Leben, die große Güte und Langmut meines Herrn all meinen Schwächen und Sünden gegenüber werden sie doch daraus erkennen. Sie werden auch begreifen, dass ich Ruhe im Hinblick auf die vielen Hunderttausende grausam hingemordeter Juden, solcher, die noch dem Bekenntnis nach Juden, und solcher, die fern von jeglicher religiöser Bindung gelebt hatten, in der Bitte unserer Kirchenlitanei finde: „Und wenn Du Menschenkinder sterben lässest, so gedenke daran, dass Du nicht allein für unsere Sünde, sondern für der ganzen Welt Sünde gestorben bist." Und die vielen anderen, die Judenchristen:

„Sie sind vom Glauben zum Schauen durchgedrungen!"

Das Bild von Walter Lilie

*D*ieses eindrucksvolle Portrait von Marie Schloss stammt vom Maler Walter Lilie. Es ist signiert: „Viel Freude wünscht Walter Lilie."

Marie Schloss hatte den Maler Walter Lilie vermutlich in Königsfeld kennen gelernt. Sie hatte wohl für ihn Bilder verkauft. Im Nachlass sind jedenfalls zwei Postkarten von Walter Lilie und Frau Auguste Lilie, die sie 1922 von Norderney aus an Marie Schloss nach Königsfeld schickten. Darin sind Hinweise, dass er ihr einen neuen Holzschnitt sandte und dass sie eine Mappe mit weiteren Blättern von ihm bekomme.

Walter Lilie, Maler, Radierer und Lithograph, ist geboren am 1. Juni 1876 in Leipzig; er starb am 13. Juli 1924 in Schwetzingen. Er war Schüler der Akademie Dresden. Er malte Landschaften und Portraits, besonders Kinderbildnisse. Er lebte, so das Schweizer Künstlerlexikon aus dem Jahr 1917, „derzeit in Zürich-Herrliberg." In der Galerie Dresden hängt: Weidendes Pferd am Langensee, 1916; im Rathaus Hildburghausen: Hirtenkinder, 1919.

In J.A. Beringers Werk „Badische Malerei 1770-1920", 2. Auflage 1922 Karlsruhe, wird berichtet von Walter Lilies „gesundheitlich bedingtem Autodidaktentum, das den jungen Akademiker vom begonnenen Studium an die Riviera zur Erholung, dann nach Graubünden zur Gesundung und hierauf nach Zürich zur Ausheilung und zuletzt ins Badener Land zum regsten Schaffen treibt". Seinem Schaffen wohne „der Zug einer über das Naturalistische hinausgehenden, geistig und bildnerisch weit umfassenden Kunst inne".

In einer Mappe „Badisch' Land I" ist ein Bild: Schwarzwälderin bei Königsfeld. In der Mappe II eine an Hans Thoma erinnernde Schwarzwaldlandschaft.

Bibliographie

soweit bekannt

Altmodische Geschichten
Von alten Bäumen und alten Menschen *in: Schauen und Schaffen, Karlsruher Künstler und Schriftsteller zugunsten der Ferienkolonien*
Von Leben und Sterben. Von Alten und Jungen
Italien und wir, eine aktuelle Studie
Der Nachkömmling vom Kellerhof
Hinter der Kirche und andere Geschichten
Der Herr Medikus und andere Geschichten
Prinzessin, Sozialer Roman
Theologengespräche, Kleine *Skizze in: Zeitschrift Neue Wege, Blätter für religiöse Arbeit, April 1909*
Charlotte M. Mason, Erziehung im Hause, Band III, Deutsche Bearbeitung aus dem Englischen von Marie Schloss
Das Kinderhütewesen im Schwarzwald
Die Herrnhuter Kolonie Königsfeld im badischen Schwarzwald
Eine Liebesheirat
Beata und Beatus *und* Der Mai ist vor der Tür, Fortsetzungsgeschichten in Zeitung

Viele Artikel in verschiedenen Zeitungen

Hermann Laible

Bruder Ludwig Haas

*D*er Bruder von Marie Schloss war Ludwig Haas, auch Leo oder in der Familie Loll genannt. Er ist am 16. April 1875 in Freiburg geboren und starb am 22. März 1930 in Karlsruhe. Verheiratet war er mit Josefine (Josel) Meier. Ihre Kinder waren Judith, verheiratet mit Otto Schrag und Karl, verheiratet mit Amelia ?.

In seinem in den süddeutschen liberalen Traditionen verwurzelten Elternhaus hat er früh das Interesse für Politik und soziale Verantwortung erlebt und gelernt. Das führte ihn dann auch später in die liberale Partei.

1894/95 erlebte er als Einjähriger die Ungleichbehandlung deutscher jüdischer Soldaten. Das prägte ihn. Er fühlte sich als deutscher Jude und blieb in seiner Bindung ans Judentum. Er kämpfte lebenslang für die Gleichbehandlung und Gleichberechtigung jüdischer Mitbürger. „Schon als Student war ich der Auffassung, dass der Kampf gegen den Antisemitismus Pflicht eines selbstbewussten deutschen Studenten jüdischer Konfession sein müsste … Ehrenpflicht eines jeden deutschen Juden ist es, gerade im Hinblick auf die mannigfachen Kränkungen und Zurücksetzungen, nicht nur die Zugehörigkeit zum Judentum zu bewahren, sondern für seine Gleichberechtigung und soziale Hebung zu arbeiten."

Das war freilich keine glaubensmässige Verbindung. In den Erinnerungen an ihren Vater schreibt seine Tochter Judith Schrag[5], Franz Rosenzweig habe sich über ihren Vater in einem Brief später einmal so geäußert: „Er hat für einen Politiker viel Geist, für einen Menschen viel Ehrlichkeit, aber für einen Führer und Vertreter der Juden furchtbar wenig Judentum … Ludwig Haas sagte mir einmal, dass er zum Judentum überhaupt keine Beziehung hätte, wohl aber einen starken und lebendigen Stolz auf seine jüdische Abstammung."

Ludwig Haas studierte Jura in Heidelberg, München und Freiburg. Er wurde Rechtsanwalt in Karlsruhe und war bald politisch tätig, zunächst als Kommunalpolitiker im Karlsruher Stadtrat von 1908 bis 1919.

Schon als junger Anwalt, sicher auch beeinflusst von seinen politischen Lehrern Haussmann, Payer, Heimburger und Venedey, setzte er sich für die Verschmelzung der drei linksliberalen Parteien zur Fortschrittlichen Volkspartei DFVP ein.

1912 wurde er für die DFVP (Demokratische Fortschrittliche Volkspartei) Mitglied des Deutschen Reichstags und begann seine überregionale parlamentarische Tätigkeit. Sein besonderes Interesse galt der Sozialpolitik und der Sozialgesetzgebung. Er war im Reichstag durch schlagfertige Beiträge in hitzigen Debatten als Redner geschätzt. Er schrieb in Friedrich Naumanns Zeitschrift *Hilfe*[6].

Er nahm am ersten Weltkrieg teil und bekam das EK I.

Großherzog Friedrich II. ernannte ihn 1918 zum Minister des Inneren als Nachfolger des Freiherrn von Bodman. Im November 1918 wurde er Mitglied der Revolutionsregierung. In den revolutionären Wirren verhinderte sein mutiges Dazwischentreten Ausschreitungen. Er ermöglichte die Abreise der großherzoglichen Familie unter eigener Lebensgefahr. Auf seinen Vorschlag hin sprach die badische Revolutionsregierung dem Großherzog nach dessen Thronverzicht den öffentlichen Dank des Volkes aus, ein einmaliger Vorgang im deutschen Reich.

Tochter Judith: „Als in Nacht zum 12. November ein angetrunkener Matrose eine Schießerei um das großherzogliche Schloss herum veranstaltete, während der sich die tapferen Wachen unter Tischen und Bänken der Wachstuben verkrochen, ging Ludwig Haas lediglich mit Spazierstock und Schlapphut bewaffnet ins Schloss und verhalf der großherzoglichen Familie zur Flucht." „Wenn ich an die Tage der Revolution denke, dann fällt mir auch der nächtliche Telefonanruf ein, den ein Mitglied des neu gegründeten Soldatenrats in unserer Wohnung machte: Mein Vater solle unverzüglich auf Rathaus kommen – die Republik müsse ausgerufen

[5] Judith Schrag, Erinnerungen an meinen Vater, Seite 13
[6] Zeitschrift von Friedrich Naumann, in der auch Theodor Heuß schrieb.

werden. Mein Vater nahm die stürmische Aufforderung mit einer Mischung von stoischer Ruhe und jüdischem Humor: ‚Hat das nicht auch noch bis morgen früh um 9 Uhr Zeit?'"[7]

„Es gelang Ludwig Haas, den durch die Revolution in Unordnung geratenen Verwaltungsapparat in Ordnung und geregelte Bahnen zu bringen. Es ist sein Verdienst, dass der Übergang zur neuen Staatsform sich in würdevoller Weise und ohne blutige Kämpfe vollzog, und dass die Auseinandersetzungen mit dem großherzoglichen Haus, an denen Ludwig Haas führend beteiligt war, sich in ruhigen und würdigen Bahnen bewegten."

Dr. Jacob Marx: „Wer die Geschichte der badischen Revolution schreibt, wird ... feststellen, dass ein demokratischer und jüdischer Minister dem letzten Großherzog den würdigsten Abzug gesichert hat, den ein deutscher Fürst gefunden hat.".

Unter seiner kurzen Amtszeit als badischer Innenminister ist es gelungen – vor allen anderen Ländern – Baden eine neue Verfassung zu geben und die Wahlen zur Nationalversammlung vorzubereiten.

Haas ging im Frühjahr 1919 als Abgeordneter der DDP (Deutsche Demokratische Partei, wie die alte DFVP jetzt genannt wurde) für Baden in die Weimarer Nationalversammlung und war einer der 14 badischen Abgeordneten in der Nationalversammlung. Er trat, um sich jetzt ganz der Reichspolitik zu widmen, von seinem Ministeramt zurück, blieb aber noch eine Weile als Staatsrat, d.h. als Minister ohne Ressort, mit dem badischen Ministerium verbunden.

Er war von 1919 bis zu seinem Tod 1930 Mitglied des Reichstags für die DDP. Er wirkte im Hintergrund in enger und ständiger Zusammenarbeit mit Joseph Wirth und Walther Rathenau an den Vorbereitungen zum Rapallovertrag mit. Einen Ruf als deutscher Botschafter in den USA lehnte er ab.

Zu seinem Tod 1930 schrieb Karl Hesselbacher in einem langen Brief an Marie Schloss in seiner etwas überschwänglichen Art:
„Ludwig Haas – das war ein Name, der schloss etwas in sich von dem ‚Idealismus der Democratie' ... Er hatte aus dem Krieg nicht die Glaubenslosigkeit heimgebracht, sondern einen großen Glauben, nämlich den Glauben an die Macht des freien und wahrhaftigen Geistes, der jetzt dem deutschen Volk eine neue Zeit bringen werde ... Wie hat er seinen Mann gestellt damals, als der betrunkene Klump ins Schloss eindrang und die ‚hohen Herren', die ihren Fürsten hätten schützen sollen, alle zitternd sich verkrochen hatten! Der Democrat und Jude Haas war der Mann, der für seinen Fürsten den Kopf wagte. Das sollte man nie vergessen in der badischen Geschichte! Und dann hintendran, als es an den Aufbau ging! Unermüdlich schuf sein Geist ... Wie gern las man seinen Namen in der ‚Hilfe'. Ich war immer beglückt darüber, dass er zu den Nachfahren Naumanns sich rechnete ... Bei allem schweren Ernst, der in seinen Augen saß, leuchtete ein so feines Herz aus diesen Augen. Ein Mann vom Scheitel bis zur Sohle – und ein sauberes Gemüt von Tiefe und Ergriffenheit ... Wir Menschen des Glaubens sehen in eine andere Welt hinaus. Sie ist die Welt der Weiterentfaltung des ‚Metaphysischen' in uns. Auch Ihr Bruder war ein Gotteskind – ein ‚echter Israelite, in dem kein Falsch ist'..."

Ludwig Haas war bei aller weiträumigen politischen Sicht ein sehr heimatverbundener und gemütvoller Mensch. Seine Tochter: „Wie oft hat er gesagt, dass die ‚Zedern des Libanon ihm die Tannen des Schwarzwalds nicht ersetzen' könnten".

---

[7] a.a.O., Seite 14

LU SPONHEIMER :

Marie Schloß

1872 –

1952

Worin die Quellen deiner inneren
Kraft und deines seelischen
Gleichmaßes liegen, ist einerlei:
sei es in naturwissenschaftlichem
Erkennen oder in religiösem
Empfinden. Nur klar sein mußt du
dir und sie zu nützen verstehen!

M. S.

Deine Freuden teile mit Vielen,
deine Leiden und Trauer trage
allein.
Tust du es nicht, so wirst du
bald lästig fallen;
tust du es, so nennt man dich...
herzlos!

M. S.

Es gibt noch genug Frauen, die
geistig und körperlich in einem
Schnürleib stecken.
Gott behüte unsere Kinder vor
solchen Müttern!

M. S.

Es ist ein himmelweiter Unter=
schied zwischen Eigenwillen
und eigenem Willen.

M. S.

" Sich im Leide dankbar dessen
erinnern, was einem zuvor lange
Jahre des Glückes gebracht!" –
Wen höre ich eben:" Wie ober=
flächlich", flüstern?

M. S.

Mer. Leben u. Sterben.
Straßb. Post", Okt. 1907)

Lu Sponheimer - Schumannstr. 11 - 7500 Karlsruhe 21

Die Schriftstellerin, Humanistin und deutsche Patriotin Marie Schloss
- Versuch eines Lebensbildes.

Überblick : Marie Schloss, geb. Haas, wurde am 31.1.1872 in Freiburg i.Br. geboren und starb am 19.X.1952 in Bern/Schweiz.
Sie entstammte einem liberalen jüdischen Elternhaus. Der Vater, Julius Haas und Mutter Rosa, geb. Marx, waren angesehene Bürger und Geschäftsleute, betrieben eine Weinhandlung.
Im Alter von 20 Jahren heiratete Marie Haas den Zigarrenfabrikanten Adolph Schloss, einen feinsinnigen Mann, der nach nur 15jähriger Ehe 1904 (1907) in Emmendingen verstarb.
Das rege gesellschaftliche Leben im Hause Schloss, hatte u.a. zu engen Kontakten mit Geistlichen christlicher Konfessionen geführt. Nach ernsthafter Gewissensprüfung - jegliches Prosely=tentum war Marie Schloss suspekt - konvertierte sie 1905 zum evangelischen Glauben.
Im gleichen Jahr erschien das wohl erste Büchlein der Autorin unter dem Titel "Altmodische Geschichten", das sie Wilhelm Raabe gewidmet hat, mit dem sie in Briefwechsel stand.
1907, sie war 35 Jahre alt, übersiedelte Marie Schloss mit ihren Söhnen Erwin und Fritz nach Karlsruhe, wo auch ihr Bruder, Dr. Ludwig Haas lebte. Er war Rechtsanwalt, bad. Staatsrat und später sehr verdienstvoller Reichstagsabgeordneter der Deutschen Demokratischen Volkspartei. Bis 1912 lebte Marie Schloss in unserer Stadt; 5 arbeitsintensive, gesundheitlich ruinöse Jahre!
Als Mitglied des Frauenstimmrechtsvereins und der Demokratischen Fortschrittspartei, wirkte Marie Schloss in vielfältiger Hinsicht als "soziale Aufklärerin". Sie war tragende Kraft im Karlsruher Arbeiterbildungswesen, gewann namhafte Persönlich =

keiten, wie beispielsweise Herrn Prof. Hans Thoma, zu Vorträgen und Diskussionsabenden. Zudem betätigte sie sich als Redakteurin im "Badischen Landesboten", dem Organ der Fortschrittspartei, war Kunstberichtserstatterin der "Straßburger Post" und verfaßte privat drei Titel, darunter die "Prinzessin", einen sozialen Roman von 1911.

1912 zog Marie Schloss nach Königsfeld i. Schw. ~~zur Familie ihres Sohnes Erwin, der Pfarrer der Herrnhuter Brüdergemeine war.~~ - In ihrer Wohnung unterhielt Frau Schloss einen kleinen feinen Kunsthandel, öffnete ihr Haus für sozial engagierte Honoratioren und rief eine Frauenberatungsstelle ins Leben. (Meine 98 jährige Mutter, die zur selben Zeit in Königsfeld lebte, erinnert sich noch gut an die " hochgebildete, aristokratische Dame" Marie Schloss.)

Auch die Königsfelder Jahre waren literarisch fruchtbar. 1914 erschien das Bändchen "Vom Leben und Sterben/von Alten und Jungen", 1917 ein Roman "Der Nachkömmling vom Kellerhof", in welchem die Autorin sich kritisch auseinandersetzt mit vaterländischer Kriegseuphorie. 1918 entstand "Hinter der Kirche", ein Geschichtenband und 1921 der Titel "Der Herr Medikus", den die Verfasserin "Hans Thoma, dem Menschen und Maler, in dankbarer Verehrung zugeeignet" hat.

1930 übersiedelte die Familie nach Gnadau/Sachsen-Anhalt, da Pfarrer Schloss dort eine neue Stelle antrat.

Nach Beginn des 3. Reiches - Sohn Fritz Schloss (Offizier im 1. Weltkrieg) war bereits nach Amerika emigriert - wurde Pfarrer Schloss zu seinem eigenen Schutz nach Bern in die Schweiz versetzt. Auch Marie Schloss verließ Deutschland. - Gegen Kriegsende fiel Erwin Schloss in Ausübung seines Dienstes einem Autounfall zum Opfer.

Marie Schloss verbrachte ihren Lebensabend im Altenheim Hüningen. Sie starb am 19 X 1952 im Berner Viktoria-Krankenhaus

Roman von 1911.

Zweites Kapitel.

Lily-Weber erwachte und sah scheu um sich.

Wo war sie nur?

Das war doch ein größeres Zimmer als das ihrige, sechs Treppen hoch unter dem Dache. Dort stieß man sich beinahe den schweren Kopf an, wenn man beim Morgengrauen aus den wirren Träumen emporfuhr und nach der Maschine mit dem Stoß zugeschnittener farbiger Arbeiterhemden sah. Freilich, wenn sie jetzt von ihrem ordentlich geschütteten Kissen umhergeblickt hätte, würde sie die Maschine ohne Arbeitsmaterial gesehen haben. Das war ja die Ursache, die sie hinaus auf die Straße und an den trüben Kanal gejagt hatte.

Arbeitslos jetzt, wo sie doppelt des Verdienstes bedurfte, wo sie in wenigen Wochen noch für ein kleines Geschöpfchen zu sorgen hatte!

Aber sie lag ja gar nicht in der kleinen Dachkammer. Statt der Maschine sah sie da ein Bücherbrett mit einer Anzahl von Heften und Büchern. Am Fenster stand ein grober tannener Tisch, der allerlei Schreibzeug trug. Das Bett aber war schlecht im Stand und die Luft stickig, von einem Oel- und Schweißgeruch durchtränkt.

Und jetzt wußte sie auch, wo sie war!

Da stand ja der große dunkle Mann, der ihr so oft auf der Treppe begegnet und der ihr da draußen

gefolgt war. Der hatte sie hierher gebracht, hierher in sein Zimmer. Mit einem Male war ihr das alles ganz klar, zusammen mit all ihrer Not.

„Bleiben Sie ruhig liegen!“

Sie aber richtete sich auf. Mühsam zwang sie den Widerwillen vor diesem fremden unordentlichen Lager nieder.

Nach dem Kragen ihrer Bluse greifend, sagte sie:

„Es ist so dumpf hier.“

Sofort öffnete er das Fenster. „So wird's besser.“

Sie nickte, setzte sich aber doch auf den Bettrand. Zum Stuhl am Fenster schien es ihr noch eine unausführbare Reise. Er betrachtete sie unverwandt.

„Wenn Sie wohl genug sind, bringe ich Sie auf Ihr Zimmer. Ich weiß nur, daß Sie ganz da oben wohnen. Dann hab' ich auch keinen Schlüssel gehabt. Lärm wollt ich keinen machen. Die Andern brauchen nichts zu wissen, sonst —“

„Sonst sagen die erst recht: „so ein Unsinn“; meinte sie bitter. „Die können ja nicht wissen —“

„Liebes Kind, den Weg, den Sie gehen wollten, wollte schon manches Mädel in Ihrer Lage. Viele sind ihn auch schon gegangen. Vielleicht sind sie dabei geschickter oder mutiger gewesen, unsere Mädchen.“

„Warum sagen Sie „unsere Mädchen?“

„Wissen Sie, wie man Sie hier im Hause nennt?“ fragte er. „Die Prinzessin!“ Da liegt der Unterschied. Sie gehören nicht zu uns.“

Sie schwieg und ließ den Kopf noch tiefer sinken. Das war's. Sie gehörte nicht hierher. Sie

anderes Mal mußte sie geschickter sein oder mutiger, wie der Mann da gesagt hatte, oder weniger empfindlich. Der Widerwille stieg ihr bis zur Kehle und würgte sie.

„Das Wasser war so schmutzig. O, all die Abfälle, die es mit sich fortschwemmte!“

Sie stieß es halb unbewußt hervor.

Da war sie wieder, diese andere Welt. Der Mann, der sich um sie bemühte, dessen mitleidige Stimme ihr in das Dunkel der Ohnmacht hereingetönt, sagte rauh und schneidend:

„Sie können jetzt wohl hinaufgehen. Ich werde Ihnen helfen, Prinzessin.“

Sie verstand seine Wandlung nicht; sie fühlte nur seine Mißachtung. Trotzdem aber legte er den Arm schützend um sie und trug sie — mehr als er sie führte — die drei Treppen hinauf.

Mit dem dargereichten Schlüssel öffnete er die Türe.

Die entgegengestreckte Hand, das leise „Adieu“ übersah und überhörte er.

Es bedurfte zunächst dieser Chronologie der Lebensdaten meiner Protagonistin Marie Schloss. Denn das belletristische, sachliterarische, galeristische, soziale und politische Schaffen dieser ungewöhnlichen Frau, überschneidet sich zeitlich in seiner Vielfalt und sperrt sich gegen Aufschlüsselung und Einkränzung.

In ihrem 1911 erschienen Roman, die "Prinzessin", wird nahezu die ganze Palette gesellschaftlich-sozialer Mißstände angesprochen, für deren Behebung Marie Schloss gekämpft hat: Standesdünkel, Rechtlosigkeit lediger Mütter und Kinder, hohe Säuglingssterblichkeit, schlechte Entlohnung der Heimarbeit, mangelnde Fortbildungschancen für Arbeiter allgemein, und im besonderen die fehlende Aufklärung, die Anleitung der Frauen zu politischem Denken und Handeln.

Hier eine Inhaltsangabe des genannten Romans:

Die höhere Tochter, ihr Fehltritt, Schwangerschaft, Dachkammer und Heimarbeit in der Fremde, Arbeitslosigkeit, verzweiflungsvoller Weg zum Wasser, Rettung durch wortkargen Arbeiter, Geburt und baldiger Tod des Kindes, Mesalliance mit dem Retter und Proletarier, innerer Kampf gegen angestammte Standesvorbehalte. Dann die Läuterung, beruflicher Aufstieg des Ehemannes zum Werkmeister, Engagement im Arbeiterbildungswesen und schließlich ein geglücktes Leben. (Leseprobe, S.13 bis 15).

Natürlich lag der Gedanke an Eugenie Marlitt, an ihre sozial unterlegten Schwarz-weiß-Romane und an die "Gartenlaube" nahe. - Es geschah mir recht, daß ich, zeitgleich zu meiner Lektüre, so nebenbei an einen der Briefe Anton Čechovs von 1887 geriet. Hier fand ich einen Passus, der sich u.a. auf "die Marlitt" bezieht, den ich jedoch aus Zeitgründen nur gerafft wiedergeben kann.- Zitat:

"Ich liebe die Literatur jener Richtung (...) ebensowenig wie Sie (...) Aber weder ich noch Sie, noch die Kritiker der ganzen Welt haben unumstößliche Beweise, die ihnen das Recht geben, diese Literatur zu negieren. (...) Alles auf dieser Welt ist relativ, ist Annäherungswert..." Zitatende.

Die marginale Stellung der Frau um die Jahrhundertwende, in einer männlich dominierten Kultur, ließ nicht einmal die Bezeichnung "Frauenliteratur" zu. Da war allenfalls die Rede von " Frauendichtung", was einer Abwertung gleichkam im Sinne von " liebenswürdiger Nebensächlichkeit" Man(n) hatte den Schriftstellerinnen ein spezielles Genres, Schreibweisen und Themen zugewiesen.

Was aber die Autorin Marie Schloss heraushebt, sind ihre sachliterarischen Leistungen. Sie sind durch viele Zeitungsartikel belegt,und beispielsweise auch durch ihren Essay (1911) über "Das Schwarzwaldstädtchen Königsfeld und die Herrnhuter Bewegung". Gekonnte Recherche, klare und nüchterne Sprache. Trotz kritisch-humorigem Blickwinkel auf eine pietistische Glaubensrichtung, versteht es die Autorin, ihr Credo in unaufdringlicher Weise zu dokumentieren.

Doch Marie Schloss beließ es nicht bei wohlklingenden Lippenbekenntnissen. Sie war in der Tat eine soziale Kämpferin, ohne jemals fanatisch zu sein. Davor bewahrte sie ihr jüdisch-christlich fundiertes, liberal-humanistisches Menschenbild.-Aus den Mosaiksteinchen der Recherchen kam mir eine faszinierende Frau entgegen, eine verdienstvolle Persönlichkeit.

Sie arbeitete als Redakteurin des "Badischen Landesboten", dem Organ der "Fortschrittlichen Volkspartei", deren Mitglied sie war. Außerdem betätigte sie sich als Kunst=und Literaturberichterstatterin in der "Straßburger Post" . Sie trat auch als

Übersetzerin einer deutschen Version von Mark Twains "Abenteuer des Tom Sawyer und Huckleberry Finn" hervor.
Nach 1918 wurde Marie Schloss Landtagsabgeordnete der "Deutschen Demokratischen Volkspartei". Kurz zuvor hatte man endlich die Männer von der Notwendigkeit des Frauenstimmrechts überzeugen können. Marie Schloss war jahrelang eine der glühendsten Mitverfechterinnen dieses Frauenrechts gewesen. - (Es existiert noch eine Postkarte von 1911 aus München an Sohn Fritz Schloss, Karlsruhe, Akademiestr. 40. Auf der Ansichtsseite befindet sich das Foto der bekannten englischen Suffragette Mary Wollstonecraft mit einem Autogramm der Anita Augspurg. Der Text der Karte lautet : "Kriegen mer jetzt von Dir das Frauenstimmrecht? - Mutter". Darunter steht auch ein Gruß von Lida Gustava Heymann, der Mitbegründerin des Frauenstimmrechtsvereins. Zu bemerken ist, daß der Adressat dieses Kartengrußes, Sohn Fritz, damals ganze 16 Lenze zählte. Wahlberechtigt war er also noch nicht; aber mit Sicherheit politisch aufgeklärt!) -
Ob die Mutter Marie Schloss sehr viel Zeit hatte für ihre Söhne? Sie muß häufig unterwegs gewesen sein, denn sie galt als gesuchte politische Rednerin und Wahlkämpferin. Und sie schrieb.
Höchst erstaunlich, daß eine Frau, deren Bildungschancen weder das Abitur, geschweige denn ein Studium zuließen, zu so großem politischem Weitblick, zu so vielgestaltigen geistigen Leistungen fähig werden konnte.
Was in diesem Zusammenhang auffällt, ist das sichere Gespür von Marie Schloss für die Notwendigkeit zur parteienübergreifenden Zusammenarbeit. Im Gegensatz zu den meisten Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung, hatte Frau Schloss keine Berührungsängste vor dem Proletariat. Das bezeugt eine Skizze unter dem Titel "Wir haben hier keine Proletarier." - Zitat :

"Es war bei einem schlechtbesuchten Vortrag in einer mitteldeutschen Industriestadt, wo es immer schwer ist, die bürgerlichen Frauen für Ziele zu begeistern, die über den Rahmen der "Wohltätigkeit" hinausgehen, bei denen statt von Mildtätigkeit, von Verantwortlichkeitsgefühl gesprochen wird. In solch schwach besuchter Versammlung, fesselt mich vielleicht eine Person; ich behalte sie im Auge und prüfe, ob und wie weit sie bei meinen Ausführungen mit mir zu gehen bereit ist. - In diesem Falle war es eine Frau mit klugen dunklen Augen und der gesunden Kraft, die beinahe darauf schließen ließ, daß sie, wie viele Besitzende dieser Stadt, aus einem Kreise stammte, dessen vorige Generation sich durch eisernen Fleiß und Genügsamkeit emporgerungen hatte. - Ja, diese Frau! Ich könnte den Augenblick bestimmen, in dem sie mir entglitt. Aber, die Ursache? Auch solch robusten Naturen kann ein einziger Ausdruck auf die Nerven gehen; das sollte ich erfahren. Nach dem Vortrag trat sie auf mich zu: " Sie mögen mit manchem recht haben; aber, das können Sie sich merken: Wir hier, in unserer Stadt, wir haben keine Proletarier! Den Leuten geht es nur zu gut! Lächerlich da von Proletariern zu reden!" - Ob es Wert gehabt hätte, ihr klar zu machen, was mir das Wort Proletarier bedeutet, und was es den Besten jener Kreise bedeutet, die sich stolz zu ihm bekennen? Ich glaube kaum."-Zitatende.

Beispielhaft für das unermüdliche Wirken von Marie Schloss, möchte ich die Gründung der "Sozialen Frauenberatungsstelle" im Amtsbereich Villingen erwähnen. Das geschah 1916 im Rahmen der sog. "Kriegsfürsorge". Auslöser waren Gespräche mit Bäuerinnen, die mit ihren Kindern in große finanzielle Not geraten, nachdem ihre Männer und Ernährer gefallen waren. So viel Unwissenheit über mögliche staatliche Zuwendungen für Kriegsopfer, so viel Mißtrauen und Hilflosigkeit gegenüber Behörden, konnten Marie

Schloss nicht untätig lassen. In amtlichem Auftrag veranstal=
tete sie gut besuchte Informationsabende in Schulen und Rat=
häusern, richtete auch Sprechstunden ein in ihrer Königsfel=
der Wohnung. Als Mädchen für alles, füllte sie hunderte von
Anträgen aus und leitete sie weiter. Das positive Ergebnis für
viele Hilfesuchende gab ihr recht. Über ihre Arbeit berichtet
Frau Schloss u.a.- Zitat :"Die vorgetragenen Anliegen gehen
oft über die Obliegenheiten der Leiterin hinaus, in deren Wis=
sen man beschämendes Vertrauen setzt. (...) Daß die Gefangenen=
bzw. Vermißtenforschung (...) nicht fehlen, ist klar. Das sind
wohl die traurigsten Seiten der Arbeit." - Zitatende.
Auch bei den Ausstellungen in der Königsfelder Galerie verband
sich Ideelles mit Sozialem, denn die Kriegs=und Nachkriegs=
jahre bedeuteten oft eine bettelarme Zeit für Künstler. Das geht
aus (teilweise handillustrierten) Dankesbriefen hervor, die ich
in Bern bei einer Enkelin von Marie Schloss einsehen durfte.
Namhafte Künstler, meist aus dem Karlsruher Raum,sind da vertre=
ten, deren Werke heute als Kleinodien in Museen und Galerien
ihren Platz haben: Hans Thoma, Hellmut Eichrodt, Otto Fikent=
scher, Johannes Hirth, Wilhelm Steinhausen und Paul von Raven=
stein. Ich fand auch einen Brief des großen Gustav Kampmann
aus Karlsruhe, Parkstr.23.Er erzählt von der Sorge um den Sohn
an der Front, bittet um 100 Mark aus dem Erlös seiner Arbeiten
und erklärt sich einverstanden mit einem Obulus zu Gunsten der
"Kriegsfürsorge", einer Einrichtung, die der Galeristin beson=
ders am Herzen liegt.Kampmann hat dieses Schreiben 1915 verfaßt,
also nur zwei Jahre vor seinem Freitod.
Eingangs meiner Ausführungen, sprach ich von Marie Schloss als
einer deutschen Patriotin, und das war sie. Das zeigt sich be=
reits im Alter von 13 Jahren in ihrem ersten Gedicht.- Zitat:

" Zwar einst die Väter, die Germanen, sagten,
Nur Jene, die im Kampf ihr Leben wagten,
Sie gingen zu Walhallas Freuden ein...." Zitatende.

Und der Schluß, ich zitiere :

" Unsterbliche Seele, du darfst hoffen! " - Zitatende.

Die Dichterin nennt diese Verse zwar schlecht, scheut sich jedoch keineswegs, sie in ihren späten Lebenserinnerungen zu erwähnen. An Sinn für Humor fehlte es Marie Schloss nicht.

Im übrigen aber,sind diese Lebenserinnerungen (wahrscheinlich von 1944), ein erschütterndes Dokument. Es wurde mir von der Enkelin, Frau Erdmuth Achtnich-Schloss, anvertraut.

Schon als junges Mädchen litt Marie Schloss unter dem beklemmen= den Gefühl, außerhalb zu stehen, eben doch nicht dazu zugehören. Von den deutschen Juden als "Volk im Volke" ist da die Rede,und, obwohl Marie Schloss ihr Judentum nie verleugnet hat, obwohl um sachliche Betrachtung bemüht, ist der Schmerz schwer zu verbergen. Bedrängend stellt sich die Frage, ob sie sich überhaupt "deutsch" nennen darf! - Sie kam nach dem 2. Weltkrieg nicht mehr nach Deutschland zurück, doch die Sehnsucht nach " Zuhause " hat sie nie verlassen. - Auch bei aufrichtiger Prüfung, weiß Marie Schloss sich vor Haß bewahrt; und sie dankt Gott dafür. So ist der Schluß ihrer sehr persönlichen Aufzeichnungen,zugleich Gebet.- Zitat:

" Und wenn Du die Menschenkinder sterben lässest, so gedenke daran, daß Du nicht allein für unsere Sünden gestorben bist, son= dern auch für die anderen, die Judenchristen :

' Sie sind vom Glauben zum Schauen durch(ge)drungen!'

(Frau Erdmuth Achtnich-Schloss - falls sie's denn haben will - in herzlicher Verbundenheit gewidmet.)

3.II.1995

Elisabeth Christoph
Johanneshaus
7532 Niefern-Öschelbronn

Johanneshaus, 7. Dez. 1977.

(Juni 92) von Herrn Teufel
Lit. Arch. Marbach / Neckar
Schiller - Nationalmuseum

Metzingen
Ele: 07123 / 2670 F
Else 60682 F

Frau
Elisabeth Friedrichs
Auf der Burg 7
74 Tübingen-Lustnau

~~60~~

Sehr geehrte Frau Friedrichs!

Leider komme ich erst heute zur Beantwortung Ihres Schreibens vom 22. Nov.77. Es gelangte erst gestern in meine Hände auf Umweg über Königsfeld, da ich seit einiger Zeit hier im Altersheim wohne.
Soweit es mir möglich ist, gebe ich Ihnen gern Auskunft über die Persönlichkeit „Frau Marie Schloß".
Sie lebte von 1912 - 1928 bei uns im Hause . Wir kannten sie damals gut. Nach ihrem Wegzug von Königsfeld lockerte sich allerdings die Verbindung. Wir kannten sie als allem Küstlerischen- sie hatte in ihren Räumen eine kleine Kunsthadlung unterhalten mit allerlei Graphik - aber auch allem Sozialen aufgeschlossene Persönlichkeit. Sie war die Schwester des badischen, demokratischen Abgeord=neten Ludwig Haas, Karlsruhe. Sie führte ein offenes Haus, sodass allerlei Persönlichkeiten des öffentlichen und geistigen Lebens bei ihr verkehrten. Während Ihrer Zeit in Königsfeld trat sie in die Brüdergemeine ein. Ein Sohn war Theologe und wurde Pfarrer der Brüdergemeine. Zu diesem zog sie im Jahr 1931 nach Gnadau. Da Frau Schloß mit ihren Söhnen Vollblutjuden waren, wurde der Sohn von der Brüder=gemeine nach Bern versetzt kurz nach Beginn des dritten Reiches. Dort lebte sie mit der Familie ihres Sohnes, der durch einen Autounfall früh verstarb. Bei einem Besuch meinerseits im Jahre 1953 erfuhr ich, daß Frau Schloß im Februar oder März des Jahres verstorben war. Ob ihre Schwiegertochter Frau Emmi Schloß noch lebt, weiß ich nicht. Vielleicht leben noch Enkelkinder in Bern (teils in Amerika) Darüber können Sie sich wahrscheinlich auf dem EWA in Bern erkundigen und weiterforschen, genaues Todesdatum, etc.

Falls Sie noch einzelne Fragen haben sollten, will ich gern versuchen, sie Ihnen noch zu beantworten. Ihr Brief weckt alte Erinnerungen auf an Tante Schloß, wie ich sie nannte. Übrigens, gerade lese ich Ihren Passus; Gnau in Schlesien. Gnadau ist eine Herrnhuter Brüdergemeine bei Magdeburg. Und nun hoffe ich, Ihnen bei Ihrer Arbeit etwas weitergeholfen zu haben.
Mit freundlichen Grüßen

E Christoph

mit Dankbarkeit gedacht

Bern

Standesamt, Einwohnermeldeamt u.a.

6) Bietzi geb. Bion, Hedwig, x Bern 30.7.1867, + Bern 1940

17) Greyerz, Lina v., x Bern 6.5.1840, ihr Vater war Forstmeister in Bern, Emil v.G. Sie ist 1911 gest., in Bern, und wann?

18) Hodler, Emma + Bern 31.1.1913. Stehen dabei die Geburtsangaben? Ich habe: Büren bei Bern 20.10.1842 und Utzenstorf bei Bern 20.10.1840

19) Kraigher geb.(?) Porges, Josepha, + Bern 14.10.1937. War Porges der Geburtsname, oder war es Doppelname? Stimmen die Geburtsangeben: x Maria Elend (Kärnten) 18.3.1857? Sie war Frauenrechtlerin

20) Matthey, Maja, x Halver (Westf.)6.9.1872, redigierte die Schweizer Hausfrauenzeitung. Ob durch diese ihr Verbleib in der Schweiz zu erfahren ist: Evtl. bitte jetzigen Titel und Anschrift.

21) Niggli, Julia, x Aarburg 1.10.1873, lebte 1937 im Lehrerinnenheim in der Elfenau bei Bern. Ist ihr Tod zu erfahren?

22) Schloß, Marie starb in Bern im Frühjahr 1953. Wann? Stimmen die Geburtsangaben: x Freiburg/Br. 31.1.1872?

---

22)

SCHLOSS, geb. Haas, Marie

* 31.1.1872 in Freiburg i.Br.
+ 19.1o.1952 in Bern

Vater: Julius Haas, Weinhändler
Mutter: Rosa geb. Marx

Gatte: Adolph Schloss, Zigarrenfabrikant in Emmendingen. (+ 1904)

Marie Schloss war Mitglied des badischen Landtages. Vor dem 1. Weltkrieg war sie Kunstberichterstatterin an der 'Strassburger Post'. Sie veranstaltete literarische Abende für Arbeiter. Reger Briefwechsel (u.a. mit Wilhelm Raabe u. Hans Thomas). Seit 1935 lebte sie in der Schweiz.

rische Nebenstunden 1797; Nestor, deutsch, herausg. 5 Bde. 1802–09; Theorie der Statistik 1804.

Literatur: Christian v. Schlözer, A. L. v. Schlözers öffentliches u. Privatleben 2 Bde. 1828; F. Frensdorff, A. L. Sch. (A. D. B. 31. Bd.) 1890; G. A. E. Bogeng, Schlözers Entwurf eines Zeitungs-Collegii (Zeitschrift für Bücherfreunde, Neue Folge 4. Jahrg. 2. Hälfte) 1913; Leopold Schlözer, Dorothea v. Schlözer 1922 (2. Aufl. 1925); Arnold Berney, Beiträge zur Geschichte der deutschen Aufklärung: A. L. v. Sch. – M. J. Schmidt (Diss. Freiburg im Brsg.) 1924; Friederike Fürst, A. L. Sch. 1928; Fritz Ernst, A. L. Sch. (Essays 2. Bd.) 1946.

Schlözer, Dorothea s. Rodde, Dorothea Freifrau von.

Behandlung: Martha Hartmann, Im Wandel des Glücks (Lebensroman) 1949.

Literatur: Fritz Ernst, Ein Grab in Avignon (Essays 2. Bd.) 1946.

Schlözer, Karl von (Ps. Eberhard), geb. 22. April 1854 zu Stettin, gest. 6. Okt. 1916 zu Dresden, Bruder von Leopold v. Sch., Neffe von Kurd v. Sch., war seit 1903 Deutscher Gesandter im Haag u. 1907–11 Preuß. Gesandter in München. Erzähler.

Eigene Schriften: Aus Dur u. Moll 1885 (spätere Aufl. als: Seltsame Geschichten 1926); Menschen u. Landschaften. Aus dem Skizzenbuch eines Diplomaten, herausg. von Leopold v. Schlözer 1926.

Schlözer, Kurd von, geb. 5. Jan. 1822 zu Lübeck, gest. 13. Mai 1894 zu Berlin, Enkel von A. L. v. Schlözer, diente als preuß. Diplomat in Petersburg, Kopenhagen u. Rom, wurde 1869 Ministerresident in Mexiko, 1871 Gesandter des Deutschen Reichs in Washington u. beseitigte im Auftrag Bismarcks die letzten Reste des Kulturkampfes in Rom 1882–92. Historiker u. Memoirenschreiber.

Eigene Schriften: Choiseul u. seine Zeit 1848; Hansa u. Deutschorden in den Ostseeländern 3 Bde. 1850–53; General v. Chasot 1856; Friedrich der Große u. Katharina II. 1859; Jugendbriefe, herausg. von Leopold v. Schlözer 1920; St.-Petersburger Briefe, herausg. von dems. 1921; Letzte Römische Briefe, herausg. von dems. 1924; Amerikanische Briefe, herausg. von dems. 1927; Napoleon u. Graf v. Kervegan (Novelle: Velhagen u. Klasings Monatshefte, Okt.) 1936.

Literatur: Paul Curtius (sein Neffe), K. v. Schlözer (A. D. B. 54. Bd.) 1908; ders., K. v. Sch. 1912; Johannes Mumbauer, K. v. Sch. (Hochland 10. Jahrg. 2. Bd.) 1913.

Schlözer, Leopold von (Ps. Eckart, Juniperus), geb. 6. Febr. 1863 zu Stettin, Major a. D., Neffe von Kurd v. Sch., lebte auf Schloß Winkel bei M… später in Tutzing (Oberbayern). Biograph, … ausgeber u. Übersetzer.

Eigene Schriften: M. Maerterlincks Die Bl… deutsch 1896; dess. Der Eindringling, … 1897; Beiträge zur Kenntnis der türkischen … mee 1901; Lehm op! (Manöverskizzen) … Unter sardischen Hirten 1911; Generalfeld… schall Freiherr v. Loë 1914; Kurd v. Schlözer … gendbriefe, herausg. 1920; dess. St.-Peters… Briefe, herausg. 1921; Dorothea v. Schlözer … Papst Pius' XI. Alpine Schriften, deutsch … Kurd v. Schlözers Letzte Römische Briefe, … ausg. 1924; Karl v. Schlözers Menschen u. … schaften, herausg. 1926; Kurd v. Schlözers … kanische Briefe, herausg. 1927; Rainer Mar… ke auf Capri, herausg. 1931; Vorwärts le… innerungen eines Bonner Husaren) 1938; … Jugendzeit 1939; Maria (Briefe einer Baltin) … u. a.

Schloisnigg, Marie Freiin von s. Pereira-… Baronin.

Schloß, Marie, geb. 1872 zu Freiburg im … lebte in Karlsruhe, dann in Königsfeld im Sch… wald. Erzählerin.

Eigene Schriften: Altmodische Geschichten; … Kleine Bilder 1908 u. 1914; Der Herr Medizi… a. Geschichten 1910; Prinzessin (Sozialer Ro… 1911; Der Nachkömmling vom Kellerhof (… man) 1917; Hinter der Kirche u. a. Gesch… 1921.

Schlossar, Anton, geb. 17. Juni 1849 zu Tu… im Österr. Schlesien, gest. 1. Aug. 1942 in … kam frühzeitig infolge Übersiedlung seines … nach Siebenbürgen u. studierte in Graz (… der Rechte), war zuerst im Justizdienst, … 1875 im Bibliotheksdienst tätig. 1904–21 … der dort. Universitätsbibliothek. Hofrat, … im Ruhestand das. Kultur- u. Literarhisto… Als Folklorist für die steirische Volkskunde … brechend.

Eigene Schriften: Innerösterreichisches Sch… ben vor 100 Jahren 1877; Erzherzog Johann … Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark … Originalbriefen) 1878; Österreichische Volk… Literaturbilder Deutsche Volkslieder aus … mark, berausg. 1881; Kultur- u. Sittenbild… Steiermark 1885; Die Literatur der Steierm… historischer, geographischer u. ethnograph… Beziehung (Bibliographie) 1886 (2. Aufl. 19… gänzung dazu: Bibliographie 1914–30 … Deutsche Volksschauspiele in Steiermark … melt 2 Bde. 1890; 100 Jahre deutschen Di… in Steiermark 1893; Nikolaus Lenau's … Emilie v. Reinbeck, herausg. 1896; Brie…

Elisabeth Friedrichs

Die deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts

Ein Lexikon

Mai 1992
Deutsches Literaturarchiv
Marbach / Neckar
(Herr Teufel)

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
Stuttgart

(1981)

Schlieckmann, Margareta Isabella Klotilde v. (Geb. Name), s. Heim, M. I. K. van der

Schliewen, Rose Felicitas (Geb. Name), s. Moersberger, R. F.

SCHLINGMANN, geb. Rättig, Agnes (Pseud.: Agnes R.)

geb. 22.10.1831 in Königsberg/Pr.

Vater Regierungsschulrat. Geh. 1863 Redakteur Reinhold Schlingmann. Sie lebte 1903 in Berlin.

Bindewald x S. 49/50; Brüm 19/6 S. 204; Fast s. Reg.: Leim x 10 S. 97-98-101; Pat 2 S. 248; S. 161 R., 169 Rättig; Rüdiger (Archiv); Schratt 2 x S. 399/400; Schratt 3 S. 107.

Briefw. 310, 6 u. 9: Frage und Hinweis zur Forschung in Berlin.

Ms: Ged. 1.

SCHLIPPENBACH, geb. von der Ropp, Elecnore Elise Adelheid Emma Gabriele Freifrau v. (Pseud.: Herbert Rivutat und Herbert Rivulet (beides))

geb. 22.10. (3.11.)1846 (nicht 1847) in Fischröden (Kurland). G.
gest. 20.7.1937 in Stolberg (Rheinland). A.

Vater Gutsbesitzer Theophil v. d. Ropp. Geh. Libau (Kurland) 1872 Polizeimeister Frhr. Gustav v. Schlippenbach (gest. 1898).

balt S. 682/3; Brüm 19/6 S. 206; Geißler S. 535; Kosch 3 S. 2503; Pat 2 S. 248; Rüdiger (Archiv); Staël x S. 412-415.

Briefw. 158: Auskunft.

Ms: Rom. 1.

Schlözer, Dorothee v. (Geb. Name), s. Rodde, D. v.

SCHLOSS, geb. Haas, Marie

geb. 31.3.1872 in Freiburg i. Br.
gest. 19.10.1952 in Bern. A.

Vater Weinhändler Julius Haas. Geb. Zigarrenfabrikant Adolph Schloss in Emmendingen (Baden) (gest. 1904). Sie lebte dann in Karlsruhe, von 1912-1931 in Königsfeld, zog dann nach Gnadau b. Magdeburg zu ihrem Sohn, Pfarrer der Brüdergemeine. Da Jude, wurde er nach 1935 nach Bern versetzt, sie zog mit.

Kosch 3 S. 2506.

Briefw. 325: Mit persönlichen Erinnerungen. Briefw. 351: Mit weiteren Auskünfte.

Schlosser, Chr. (Pseud.), s. Doering, Emilie M. Ch.

SCHLOSSER, geb. du Fay, Sophie Charlotte

geb. 22.12.1786 in Frankfurt a. M.
gest. 24.5.1865 in Frankfurt a. M. (oder Stift Neuburg b. Heidelberg ?)

Vater Handelsherr Jean Noé du Fay. Geb. 1809 Johann Friedrich Heinrich Schlosser, Jurist, Theologe, Schriftsteller (auch in Kehrein) (Frankfurt 1770 - Frankfurt 1851).

Kehrein 2 S. 102; Kosch 3 S. 2508; Schlawe S. 479 u. 931 (1154a); S. 1081 (1154a); S. 1139 (1154a); S. 1161 (1154a); S. 1043 (242).

Schloßmann, Sophie R. (Geb. Name), s. Jansen, S. R.

Schlüter, Margarethe (auch Minna) (2. Ehename), s. Böhme, M.

SCHLUMPF, Marie (Pseud.: Marie v. Buonas)

geb. 15. (nicht 18.) 4.1853 in Zweiern am Zuger See (nicht Zug)
gest. 10.3.1907 in Böschenrot am Zuger See (nicht Buonas). A. (1967)

Eltern einfache Landleute. Volkstümliche Schriftstellerin.

Brüm 19/6 S. 211; Jenal S. 54-58; Kosch 3 S. 2511; Nekro 1 Sp. 634; Pat 2 S. 248/9; Zug S. 94.

Ms: Rom. u. Nov. 4; Rez. 2

SCHMALENBACH, geb. Huhold (nicht Hunold), Marie

geb. 23.6.1835 in Holtrup (Krs. Minden/Westf.)
gest. 10.3.1924 in Mennighüffen (= Löhne 4). A.

Geh. 1857 Erweckungsprediger des Minden-Ravensburger Landes Theodor Schmalenbach. Geistl. Liederdichterin, so "Brich herein, süßer Schein" mit der Schlußstrophe: "Ewigkeit, in die Zeit leuchte weit herein".

Ang S. 49; Bindewald x S. 289/90; Brüm 19/6 S. 213; Kosch 3 S. 2511; Pat 2 S. 249; Rüdiger (Archiv).

Briefw. 386: Nähere Auskünfte.

Ms: Ged. 1.

SCHMALTZ, Susanne

geb. 1841
gest. in Dresden, Meldung vom 9.2.1935

Sie war 1870 Hofdame der Großfürstin Helene in Russland.

Nekro 1 Sp. 634; Schlawe S. 1044 (529c).

Briefw. 225, 11: Mit Dresden: "Dem Wunsch (nach Auskunft) kann nicht entsprochen werden."

Ms: Zu L. u. W. 1.

SCHMALZ, Marie Wilhelmine

geb. um 1758 in Berlin

Vater Organist und Lehrer an der Garnisonsschule (gest. 1820).

Schindel 18/2 S. 268.

Briefw. 310, 9: Hinweise zur Forschung in Berlin.

Schmeckebier, Hedwig ist Pseud. für Hedwig Platen-Hallermund; geb. 1878 und nicht, wie in "Pat 2" angegeben, 1873; daher nicht aufgenommen.

Schmettau, Adelheid Amalia Gfn. (Geb. Name), s. Gallitzin, A. A. Fürstin

SCHMETTAU, geb. Gfn. v. Strachwitz, Olga Martha v. (Pseud.: Martha Strachwitz. M. v. Tiefenberg)

geb. 23.11.1865 in Zürich
gest. 7.5.1950 in Dornach (Schweiz). G.

Vater Landrat Arthur Graf v. Strachwitz (1833 - 1895). Geh. 1. Dölkau 1887 Max v. Schmettau (1857 - 1929), gesch. 1895. Geh. 2. Charlottenburg 1900 Dr. phil. Nikolaus Langen, gesch. 1925.

Rüdiger (Archiv); Thiel S. 280.

Ms: Rez. 3.

SCHMID, geb. Wöhler, Cordula (Pseud.: C(ordula) Peregrina)

geb. 17.6.1845 in Malchin (Meckl.)
gest. 6.2.1916 in Schwaz (Tirol)

Vater Pastor. Sie konvertierte 1870, war religiöse Dichterin. Geh. 1876 Josef Anton Schmid aus Bregenz.

Lektüre im Vorfeld :

" Was Philosophen über Frauen denken " (Verl. Matthes § Seitz)
Annegret Stopczyk

" Deutsche Literatur von Frauen"im 19. u. 20. Jahrhundert / 2Bände
Hrsg. : Gisela Brinker-Gabler (Büchergilde Gutenberg)

" Sie waren die ersten " Frauen in der Arbeiterbewegung
Hrsg.: Dieter Schneider (Büchergilde Gutenberg)

" Erinnerungen deutsch-jüdischer Frauen 1900-1990 " (Reclam)
Hrsg. Andreas Lixl-Purcell

" Briefe von Liselotte von der Pfalz bis Rosa Luxemburg " (Insel)
Hrsg. : Claudia Schmölders

" Im Jahrhundert der Frau" ein Lesebuch (Suhrkamp)
Hrsg. : Elisabeth Borchers, Hans-Ulrich Müller-Schwefe,Rainer Weiss

Recherchen :

Bad. Landesbibliothek : sämtliche der angegebenen Bücher von M. Schloss.
Deutsches Literaturarchiv (HerrFeifel) 7142 Marbach a. N. :
" Die deutschsprachigen Schriftstellerinnen des 18.u. 19. Jahrhunderts"
Hrsg. Elisabeth Friedrichs. Auch Privatbrief an Elisab. Friedrichs betr.
Marie Schloss von Elisabeth Christoph,7522 Niefern vom 7.XII. 1977. -
Bern/Einwohnermeldeamt-Standesamt : Eintrag 1940,irgendwann später
berichtigt.
Stadtarchiv (Dr. Susanne Asche) : Mehrere Zeitungsartikel von M.S.
aus dem " Badischen Landesboten ". Ausschnitt aus Typoskript zu "Karls=
ruher Frauen 1715-1945".
Frau Erdmuth Achtnich-Schloss:Sonderdruck aus dem'Jahrbuch der Raabe-
Gesellschaft', Lebenserinnerungen von M.Schloss und Briefe. Fotos!

Bibliographie :

1905 " Altmodische Geschichten " (Verlag Dölter/Emmendingen)
Widmung : Wilhelm Raabe in dankbarer Verehrung zugeeignet.

1908 " Kleine Bilder " (Badische Verlags-Druckerei/Karlsruhe)

1911 " Prinzessin " Sozialer Roman (Verlagsanstalt Reuß § Itta/Konstanz
Widmung : Meinem Sohne Erwin - Ehre die Welt der Arbeit und
Achtung den Frauen.

1911 " Die Herrnhuter Kolonie Königsfeld im badischen Schwarzwald "
(Verlag Friedrich Gutsch/Karlsruhe, 2. Auflage.)

1914 " Von Leben und Sterben / Von Alten und Jungen "
Der kleinen Bilder II erweiterte Auflage- (Straßburg i. E.
Druck von M. Dumont Schauberg.)

1917 " Der Nachkömmling vom Kellerhof " (Verlag F. Gutsch/Karlsruhe)

?? vor 1918! " Die Abenteuer des Tom Sawyer und Huckleberry Finn " von Mark Twain
Die Übersetzung des ersten Teils besorgte Ulrich Johannsen,
die des zweiten Marie Schloss. (Josef Singer Verlag,Straßburg/
Leipzig) In d.Sammlung " Singer-Bücher", Band V.

1921 " Der Herr Medikus" und andere Geschichten (Verlag der Hof=
buchhandlung Friedr. Gutsch/ Karlsruhe)
Widmung : Hans Thoma, dem Menschen und Künstler, in dankbarer
Verehrung zugeeignet!

1921 " Hinter der Kirche " und andere Geschichten (Verl. F.Gutsch/Khe.)

Eine Vielzahl von Erzählungen und Zeitungsartikeln ist leider
nicht einordenbar.

End of Marie Schloss Collection.

Start of Helene Schlenker Collection

AR 11817

Sys #: 000393830

LEO BAECK INSTITUTE

Center for Jewish History

15 West 16th Street
New York, NY 10011

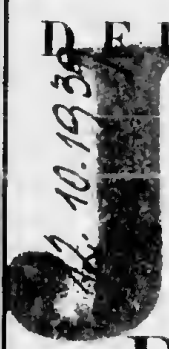
Phone: (212) 744-6400
Fax: (212) 988-1305
Email: lbaeck@lbi.cjh.org
URL: http://www.lbi.org

AR 11817 1/1 Helene Schlenker Collection 1918-1939 Archives

DEUTSCHES REICH

REISEPASS

DEUTSCHES REICH



(Stempelmarke)

Gebühr 3 RM

REISEPASS

Nr. 195521

NAME DES PASSINHABERS

Helene Sara Schlenker

~~BEGLEITET VON SEINER EHEFRAU~~

~~UND VON KINDERN~~

STAATSANGEHÖRIGKEIT:

DEUTSCHES REICH

Dieser Paß enthält 32 Seiten

Ehefrau

Lichtbild

Unterschrift des Paßinhabers

Helene Sara Schlenker

~~und seiner Ehefrau~~

Es wird hiermit bescheinigt, daß der Inhaber die durch das obenstehende Lichtbild dargestellte Person ist und die darunter befindliche Unterschrift eigenhändig vollzogen hat.

Wien, den 12. Okt. 1939

I. A. Hahnmüller

2

PERSONENBESCHREIBUNG

Ehefrau

Beruf	Fürsorgerin
Geburtsort	Wien
Geburtstag	19. 1. 1902
Wohnort	Wien
Gestalt	mittel
Gesicht	oval
Farbe der Augen	grau
Farbe des Haares	braun
Besond. Kennzeichen	/

KINDER

Name	Alter	Geschlecht

3

GELTUNGSBEREICH DES PASSES

Inland u. Ausland

Der Paß wird ungültig am

12. Oktober 1940

wenn er nicht verlängert wird.

Ausstellende Behörde

Der Polizeipräsident in Wien

Datum

Wien, 12. Okt. 1939

Unterschrift

VERLÄNGERUNGEN

1.
Verlängert bis

, den
Dienststelle

Unterschrift

2.
Verlängert bis

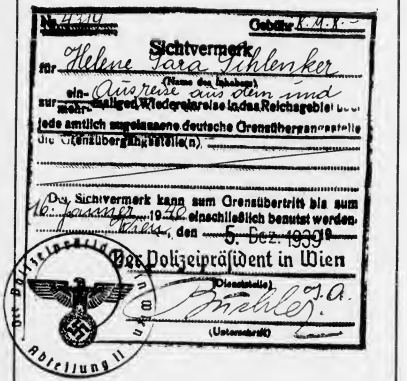
, den
Dienststelle

Unterschrift

3.
Verlängert bis

, den
Dienststelle

Unterschrift



Nr. 4210 Gebühr K.M.K.

Sichtvermerk

für Helene Sara Schlenker
(Name des Inhabers)

zur ein- / mehr- Ausreise aus dem und / Wiedereinreise in das Reichsgebiet über jede amtlich zugelassene deutsche Grenzübergangsstelle

die Grenzübergangsstelle(n) .....

Der Sichtvermerk kann zum Grenzübertritt bis zum 16. Januar 1940 einschließlich benutzt werden.

Wien, den 5. Dez. 1939

Der Polizeipräsident in Wien
(Dienststelle)

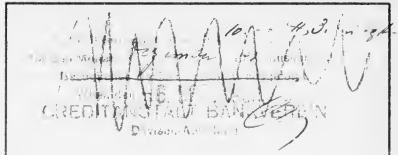
Buchler i.A.
(Unterschrift)

Der Polizeipräsident in Wien Abteilung II

Fahrausweise Nr. 62425
für 1 Person
Wien nach Genua
Kürzestem Wege
6/XII 39

10. 4.3. 4.

CREDITANSTALT BANKVEREIN
Devisen-Abteilung



Helene Sara Schlenker

Visto rigorosamente limitato al solo transito nel Regno per prendere imbarco a Genova il giorno 10 dicembre 1939 sulla nave Saturnia con destinazione New York

Vienna, li 7 DIC. 1939

Il R. Vice Console

REGNO D'ITALIA MARCA DOMENICA RATISSIMA

R. CONSOLATO VIENNA

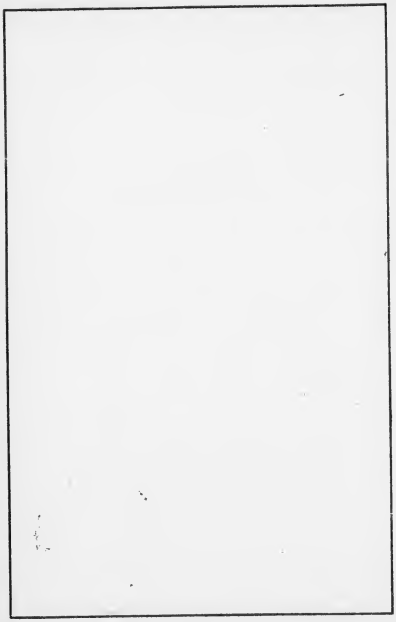
1939 XVIII

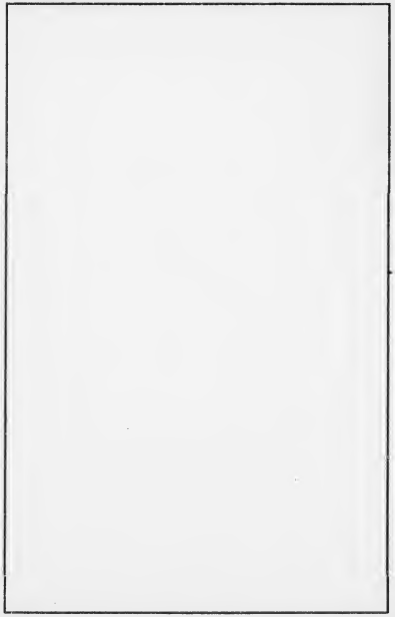
4788

Art. 87

g rotis

TARVISIO-FERROVIA-10 -8.12.39-XVIII ENTRATA 10





Non-quota } Immigration Visa
Quota } No. 11651

dated NOV 2 - 1939

Issued to Helene Pfleucker
(name)

Donald W. Brown
American Consul at DONALD W. BROWN
Wien VIENNA, GERMANY

IMMIGRANT IDENTIFICATION
CARD NO. 109737 ISSUED

Amtsbestätigung.

Die Jüdin Schlenker Heiene

geboren am 19.1.1902 in Wien, in Wien, 9. Bez.,

Jähringerstrasse Gasse / Straße / Platz Nr. 67/11 wohnhaft,

hat heute hier angezeigt, daß sie zusätzlich den Vornamen Sara annehme.

Sie wurde belehrt, daß sie überdies die Anzeige bei der Bezirkshauptmannschaft ihres Wohnsitzes zu erstatten habe.

Rundstempel

Unterschrift des Beamten:

I. A.